

# ***ALLTAG IM RHEINLAND***

Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde des  
LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte (ILR)

Eine Jahressgabe für ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

2016

Redaktion:

Katrin Bauer, Georg Cornelissen, Gabriele Dafft, Dagmar Hänel, Peter Honnen



Seite 8



Seite 29

---

IM NETZ

**Das Tonarchiv Rheinland geht online** 5  
 Ein neues Internetportal der  
 Sprachabteilung  
 von Peter Honnen

---

NEU IM ILR

**Mit der Kamera zur Kirmes** 8  
 Anlässlich des 650-jährigen Jubiläums  
 von Pützchens Markt entsteht eine neue  
 Filmdokumentation  
 von Gabriele Dafft

**Der „Sprachatlas Rheinland“** 12  
 Im ILR entsteht ein neues Kartenwerk  
 von Georg Cornelissen

---

ERINNERUNGSORTE

**„Eigentlich soll sich  
 nichts ändern hier“** 20  
 – ein Erinnerungsort im ländlichen Raum  
 von Dagmar Hänel

---

PUPPENSPIEL

**„De Stripkes Trekker“** 29  
 Die Marionettenspielgruppe am Franzis-  
 kanerkloster Hürtgenwald-Vossenack  
 und ihr Puppenspiel vom heiligen Franz  
 von Assisi  
 von Alois Döring

---

NIEDERLANDE

**Dialekt am Dreiländereck** 39  
 Dialektgebrauch, Dialektbewertung und  
 Dialektstruktur in Vaals (NL), Gemmenich  
 (B) und Laurensberg (D)  
 von Sanne Hoffman

**Limburgisch** 45  
 Ein Dialekt feiert Geburtstag (2016)  
 von Georg Cornelissen

---

SPRACHGESCHICHTE

**Sprechen wie die alten Römer** 52  
 Spracharchäologie im Rheinland  
 von Peter Honnen



Seite 67

## Der Flurname „Acker“ gibt einen Hinweis auf den ältesten Siedlungsplatz 63

von Ottmar Prothmann

### TAKENPLATTEN

## Alte Taken und neue Bücher 67

von Karlheinz von den Driesch

### TIPPS UND TERMINE

#### HINGEHEN

## Aushandlungen von Räumen in Film und Forschung 81

## Alltag sammeln 81

#### LESEN

## Der „Norddeutsche Sprachatlas“ reicht bis Oedt und Bracht (Kreis Viersen) 82

## Zwei neue Dorfbücher: Lappersdorf und Gabsheim 83



Seite 89

## Von Übergangsritualen, gekauften Bräuten und Individualisierungstendenzen 86

#### KUCKEN

## „Eigentlich soll sich nichts ändern hier“ Haus Esselt, die Menschen, die Kunst und die Zeit 88

## Vogelschießen der St. Sebastiani Armbrustschützen-Gesellschaft Herzogenrath 89

#### NACHGEHAKT

## fispermölle (fisternölle) 90

## Neue Literatur 91

## Bildnachweis 95

## Impressum 96



*Das Drahttongerät des Instituts, hier mit aufgelegtem Teller für Schellackplatten.*

---

# *Das Tonarchiv Rheinland geht online*

Ein neues Internetportal der Sprachabteilung

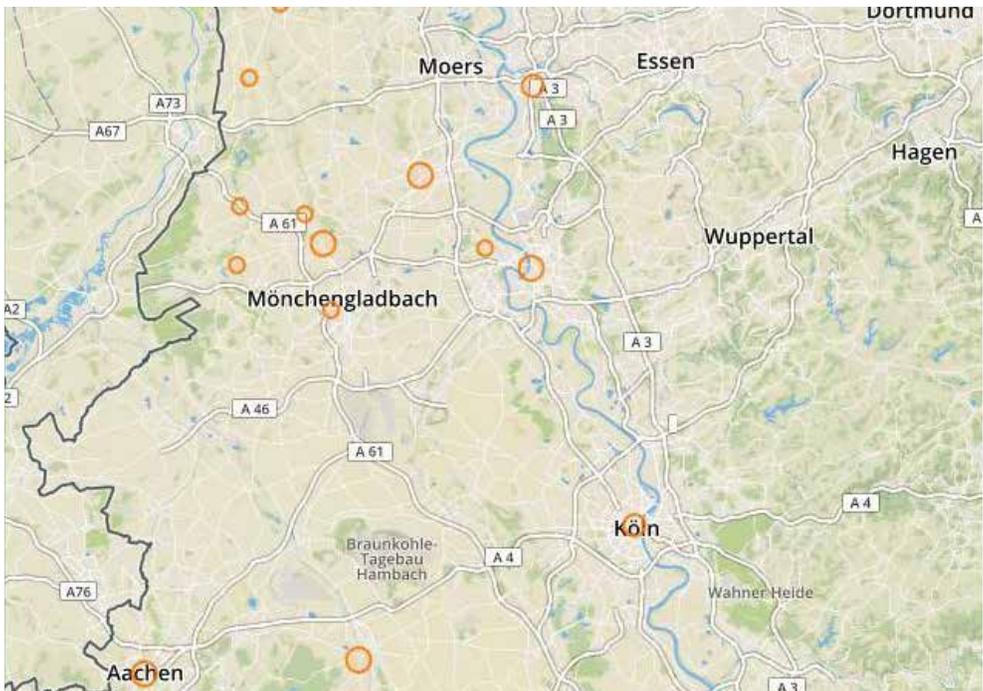
von Peter Honnen

Die Sprachabteilung des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte besitzt eine der deutschlandweit größten Sammlungen von Tonaufnahmen gesprochener Alltagssprache. Da es sich dabei zu neunzig Prozent um Mitschnitte rheinischer Dialekte handelt, dürfte das Archiv in diesem Zusammenhang sogar das mit Abstand größte sein. Ihm kommt auch deshalb besondere Bedeutung zu, weil das Gros der Aufnahmen in den 70er und 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts entstanden ist und somit einen Sprachstand dokumentiert, den man schon als historisch bezeichnen muss. Ein weiteres Alleinstellungsmerkmal des Archivs ist, dass etwa die Hälfte der Aufnahmen frei gesprochen, also weder abgelesene noch aufgesagte Texte sind. Sie dokumentieren die rheinischen Mundarten so, wie sie tatsächlich gesprochen werden – oder besser gesagt – gesprochen wurden.

Die analoge Technik ist dem Alter entsprechend: Etwa die Hälfte der Aufnahmen ist auf Tonband (Schnürsenkel) aufgenommen worden, alle anderen sind auf den damals gebräuchlichen Kompakt-

kassetten unterschiedlicher Güte gespeichert. Als technisches Schankerl kann das Archiv sogar Drahtbänder vorweisen, die auf einem um 1900 in den USA entwickelten Aufnahmeverfahren beruhen, bei dem ein dünner Draht magnetisiert wird. Sogar ein funktionierendes Abspielgerät wurde seinerzeit beim Umzug des damaligen Amtes für rheinische Landeskunde an seine heutige Adresse in den Kellern des Gebäudes entdeckt (siehe Foto).

Dass Tonbänder, sowohl das Trägermaterial als auch die Magnetschicht, altern, wissen alle, die mit dieser Technik aufgewachsen sind. Insbesondere die notwendigerweise sehr dünnen Materialien in den Kompaktkassetten führen sehr schnell zu deutlichem Übersprechen, von dem auch die Aufnahmen im Tonarchiv des Instituts nicht ausgenommen sind. Deshalb haben die LVR-Sprachwissenschaftler vor einigen Jahren damit begonnen, den gesamten Bestand in einem aufwändigen Verfahren zu digitalisieren, bei dem auch beschädigte Aufnahmen so weit als möglich restauriert wurden. Das Projekt ist mittlerweile abgeschlossen, so dass der Bestand als gesichert gelten kann,



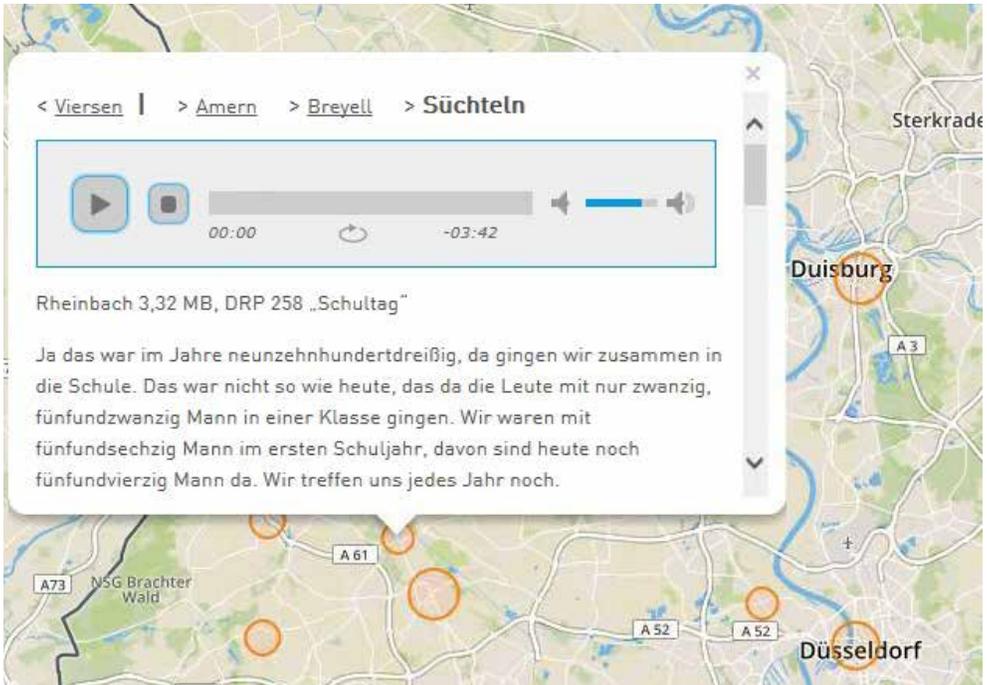
Startseite des Portals „Rheinisches Tonarchiv“.

auch wenn nicht alle Aufnahmen vollständig wieder hergestellt werden konnten. Hier wird eventuell in einem zweiten Durchgang noch einmal mit spezieller Technik nachgearbeitet werden müssen.

Mit der Digitalisierung sind die Aufnahmen nicht nur gesichert, sondern auch in einem Format gespeichert, das eine Veröffentlichung im Internet ermöglicht. Die Sprachabteilung hat deshalb seit einiger Zeit damit begonnen, die Sprachaufnahmen auf die Website des LVR-Instituts zu stellen ([http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/de/sprache/tonarchiv/tonarchiv\\_1.html](http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/de/sprache/tonarchiv/tonarchiv_1.html)), wo sie mit einem Mausklick abgehört werden können. Bis jetzt sind

etwa 150 Gesprächsmitschnitte nutzbar. Da sie bislang nur in einer simplen Liste präsentiert werden und diese schon jetzt für die User ziemlich unübersichtlich ist, arbeitet die Sprachabteilung zur Zeit an einem neuen Portal, über das die Aufnahmen in Zukunft sehr komfortabel abgerufen werden können. Kernstück der neuen Seite ist eine zoombare, interaktive Karte, auf der alle rheinischen Orte angefahren werden können, um die hinterlegten Tonaufnahmen abzuhören (s. Abb.).

Je weiter die Karte vergrößert wird, um so mehr – kleine – Aufnahmeorte erscheinen. Zu jeder Aufnahme öffnet sich ein Fenster mit dem üblichen Bedienungs-



### Detailseite des Portals „Rheinisches Tonarchiv“.

balken und Informationen zum jeweiligen Sprecher. Clou des Aufnahmefensters wird eine scrollbare, sehr wortgetreue Übersetzung der abgehörten Aufnahme sein, die es auch Mundartunkundigen erlaubt, dem Inhalt der Erzählung zu folgen (s. Abb.).

Die abgebildeten Screenshots zeigen natürlich noch nicht die endgültige Variante, das Portal ist noch in der Erprobung. Die Zahl der aufscheinenden Kreise, hinter denen sich Aufnahmen verbergen, wird auch in der Startversion schon merklich größer sein. Im Laufe der nächsten Jahre wird das Aufnahmenetz dann kontinuierlich und systematisch gefüllt. Im Zentrum

steht dabei der rheinische Teil Nordrhein-Westfalens, allerdings werden auch die angrenzenden Gebiete (Eifel, Belgien, Niederlande, Westfalen) mit Vergleichsaufnahmen vertreten sein. Starten wird das neue Portal mit den Dialektaufnahmen des Tonarchivs, in einer späteren Ausbaustufe ist auch an die Integration von Regiolektaufnahmen oder Proben von „rheinischem Hochdeutsch“ gedacht. Das Tonarchiv Rheinland soll in der zweiten Jahreshälfte online gehen. Wenn es so weit ist, werden wir auf unserer Website darüber informieren. Hier schon mal vorab die Webadresse: [www.tonarchiv-rheinland.lvr.de](http://www.tonarchiv-rheinland.lvr.de).

## *Mit der Kamera zur Kirmes*

Anlässlich des 650-jährigen Jubiläums von Pützchens Markt entsteht eine neue Filmdokumentation

von Gabriele Dafft

**H**aben Sie sich vielleicht schon als Kind immer aufs Karussell gefreut und ist Ihnen dann von zu viel Süßigkeiten schlecht geworden? Kann Ihnen kein Fahrgeschäft rasant genug sein oder schunkeln Sie lieber im Festzelt? Waren sie schon mal die Gewinnerkönigin an der Losbude oder ziehen Sie immer die Nieten? Ist der Bierstand an der Ecke alljährlicher Treffpunkt für ihren Freundes- und Bekanntenkreis – ohne sich dafür fest verabreden zu müssen? Was macht für Sie den Kirmesbesuch erst so richtig komplett? Worauf freuen Sie sich – oder auch nicht? Solche ganz persönlichen Anekdoten und Erlebnisse könnten im aktuellen Filmprojekt des LVR-Instituts

für Landeskunde und Regionalgeschichte (ILR) zur Sprache kommen. Denn wenn sich dieses Jahr vom 9. bis 13. September auf der traditionsreichen und überregional bekannten Kirmes „Pützchens Markt“ rund eine Million Menschen zwischen Autoskooter, Bratwurst und Zuckerwatte amüsieren und Bonn-Beuel fünf Tage lang zur Hochburg für Jahrmarktfans und Festzeltfreunde wird, ist das ILR mit der Filmkamera dabei. Pützchens Markt steht kurz vor seinem 650-jährigen Jubiläum im Jahr 2017. Grund genug für die Volkskundlerinnen im ILR bereits in diesem Jahr die Faszination und den Facettenreichtum des Jahrmarkts einzufangen und hinter seine Kulissen zu blicken.

*Steht vor einem großen Jubiläum: Pützchens Markt.*



*Kettenkarussell auf Pützchens Markt in Bonn.*





*Ein Klassiker auf dem Jahrmarkt: Das Riesenrad*

Der Markt hat sich aus der Wallfahrt der Heiligen Adelheid entwickelt. Aus der Notwendigkeit, Pilger zu versorgen und zu unterhalten, entwickelte sich allmählich die Kirmes zu ihrer heutigen Form. Selbst wenn dieser Zusammenhang heutzutage nicht mehr jeder Kirmesbesucherin und jedem Kirmesbesucher bewusst ist, die Menschen in Pützchen sind oftmals stolz darauf, im Ortsteil auf eine lange Tradition und ein Ereignis mit überregionaler Anziehungskraft blicken zu können. Und auch wer nicht an der Wallfahrt oder sonstigen kirchlich initiierten Ritualen in der Woche vor Kirmesbeginn teilnimmt, kann sich zum Beispiel noch gut an den Jahrmarktsbesuch in Kindertagen erinnern, als man die Oma zum Augenwaschen ans „Pützchen“ begleiten musste, bevor es Zuckerwatte auf dem Rummel und eine Fahrt im



*Das „Pützchen“ wird auch während der Kirmes besucht.*

Riesenrad gab. Das Pützchen ist der Brunnen an einer Quelle, die der Legende nach zu fließen begann, als die Äbtissin Adelheid bei einer Dürre ihren Äbtissinnenstab

in den Boden stieß. Das Wasser gilt als heilend bei Augenleiden.

Interviews mit Menschen auf der Kirmes möchten individuellen Erfahrungen auf die Spur kommen. Die Kamera wird dieses Jahr Protagonistinnen und Protagonisten begleiten, für die das Kirmesgeschehen jeweils unterschiedliche Bedeutungen hat, zum Beispiel: Eingeflechte Kirmesfans und Schausteller, Anwohner und Auswärtige, Organisatorinnen und Organisatoren, Schützenbrüder oder Gemeindeglieder. Inwieweit gibt es Schnittstellen zwischen all diesen Menschen? Was verbindet sie, wenn sie bei Festumzug, Fassanstich oder Wallfahrt aufeinander treffen? Welche „Anekdötchen“ und „Verzällcher“ können sie erzählen, welche spontanen Eindrücke haben sie? Gerade das Spannungsfeld zwischen den religiösen Handlungen im Vorfeld und Umfeld der Kirmes und dem

ausgelassenen Jahrmarkttreiben macht die Bonn-Beueler Großveranstaltung so besonders und ist für die Menschen im Ortsteil Pützchen Teil persönlicher oder kollektiver Erinnerungskultur. Von zentralem Interesse für die beiden Autorinnen des Films, Katrin Bauer und Gabriele Dafft aus der Volkskundeabteilung des ILR, sind die vielfältigen kleineren und größeren Rituale rundum das Kirmesgeschehen – vom persönlichen Familienausflug bis zum offiziellen Fassanstich – und wie sie miteinander verzahnt sind. Denn aus der Vogelperspektive mag die Großkirmes wie ein Epizentrum von Spaß und Vergnügen wirken, aus der Nähe zeigen sich die vielschichtigen Bedürfnisse, die hier ausgehandelt werden. Pützchens Markt wird zur Bühne, auf der private Familientraditionen und politische Repräsentationen, Nostalgiefreude und moderne Festkultur, ehrenamtliches Engagement und ökonomische Interessen gelebt werden. Ein Mikrokos-

*Das bunte Jahrmarkttreiben findet direkt an der Kirche St. Adelheid statt.*



*Wer sich auf dem Jahrmarkt gruseln möchte dreht eine Runde in der Geisterbahn.*



mos, in dem sich sogar Gottesdienst und Geisterbahn nicht ausschließen. Denn der Festgottesdienst am Sonntag findet nicht in der Kirche, sondern im Festzelt inmitten des Kirmesplatzes statt.

Bereits Ende der 1970er Jahre weckten Volksfest und die Adelheidiswallfahrt so sehr das Interesse des damaligen Amtes für rheinische Landeskunde (unser heutiges ILR), dass gleich drei Filmdokumentationen entstanden sind. Die volkscundlich-filmischen Interessen lagen damals eher im minutiösen Nachzeichnen des Ablaufs von Wallfahrt und Kirmes in ihren einzelnen Elementen. Aus heutiger Sicht sind diese Dokumentationen daher nicht nur eine wertvolle Fundgrube, um einen Eindruck von der damaligen Festkultur zu bekommen, sondern auch ein Beleg für veränderte Ansätze des volkscundlichen Arbeitens.

Das aktuelle Filmprojekt läuft nun unter neuen kulturwissenschaftlichen Fragestellungen an und bietet die Möglichkeit, exemplarisch am Phänomen Kirmes gesellschaftlichen Wandel zu beobachten. Pützchens Markt steht für ein Stück kulturelles Erbe, das sich dynamisch entwickelt und an veränderte gesellschaftliche Rahmenbedingungen anpasst, um lebendig zu bleiben. Auch diesen Prozessen versucht der Film auf die Spur zu kommen. Fertiggestellt wird er in der ersten Jahreshälfte 2017, damit das LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte ihn pünktlich zum Jubiläumsprogramm präsentieren kann.



*Dreharbeiten Ende der 1970er Jahre.*

# Der „Sprachatlas Rheinland“

Im ILR entsteht ein neues Kartenwerk

von Georg Cornelissen

## Der erste Fragebogen

Vor 16 Jahren, also 2000, verschickte das ILR, das da noch Amt für rheinische Landeskunde hieß, erstmals einen Fragebogen zum Regiolekt. Vorangehende Spracherhebungen hatten dem Dialekt (Platt) gegolten, nun wollten wir ausloten, ob sich durch eine solche schriftliche Erhebung auch das Wissen der Gewährsleute zur regionalen Umgangssprache „anzapfen“ ließ. Da unsere Korrespondenten und Korrespondentinnen an Fragebogen zu den örtlichen Dialekten gewöhnt waren, fand sich im Kopf des Regiolekt-Bogens eine längere Erläuterung:

„In diesem Fragebogen geht es nicht um die örtlichen Dialekte im Rheinland, sondern um die **regionale Sprechsprache**, die **zwischen** Dialekt **und** ‚reinem‘ Hochdeutsch angesiedelt ist. Ausfüllen kann den Fragebogen deshalb jeder Rheinländer und jede Rheinländerin, Dialektbeherrschung ist keine Voraussetzung dafür!

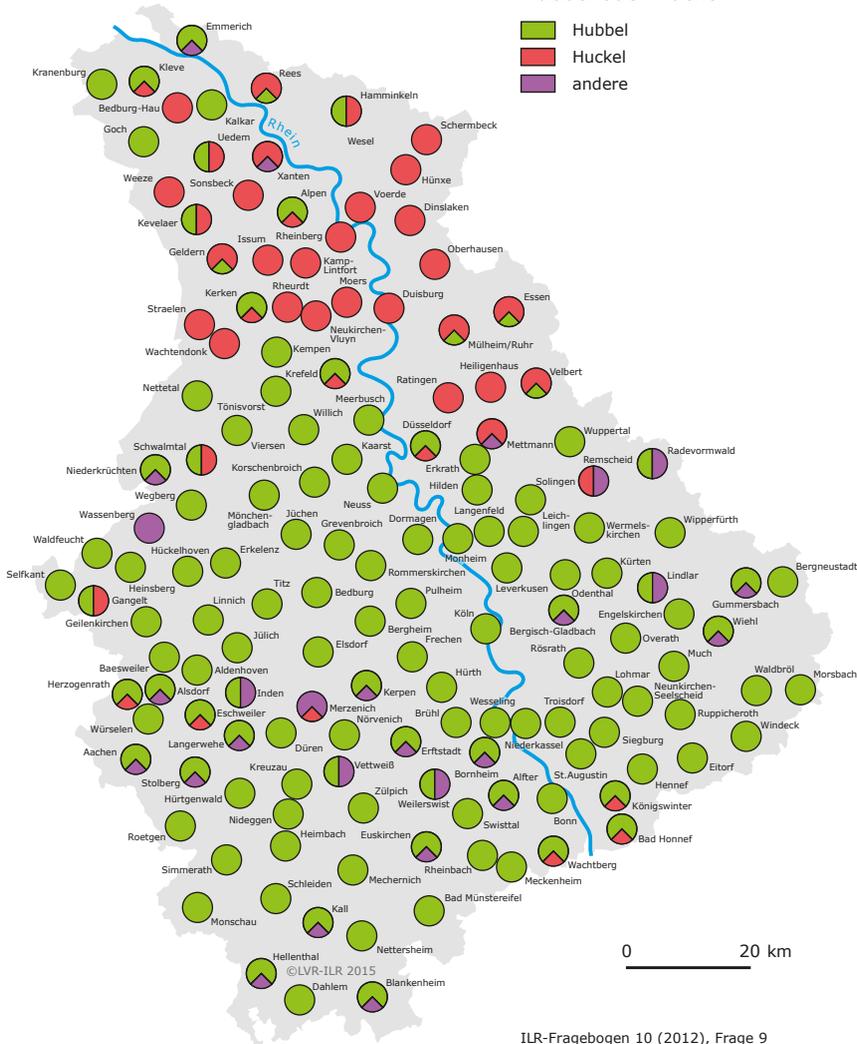
Regionale Sprechsprache nennen wir die regionale Alltagssprache, die in der Regel nicht geschrieben, sondern nur gesprochen wird. Sie wird auch von Men-

schen gesprochen, die den Dialekt nicht (mehr) beherrschen. Diese Alltagssprache ist mit dem Dialekt nicht zu verwechseln. Vom Hochdeutschen, wie es in der Schule gelehrt wird, unterscheidet sie sich unter anderem durch viele regionale Spracheigenheiten. Beispiele aus verschiedenen Gebieten des Rheinlandes enthalten die folgenden Sätze: **Der hat Dinger erzählt, dat is wirklich unglaublich!** (Er hat Sachen erzählt, die wirklich unglaublich sind!) **Hasse auch dran jedacht, datte den Stuten mitbringen solls?** (Hast du auch daran gedacht, dass du das Weißbrot mitbringen sollst?) **Dat haste schön gesacht!** (Das hast du schön gesagt!) **Nää, wat hat dér große Quanten!** (Nein, wie groß dessen Füße sind!) **Die hat mir nix mitgebracht.** (Sie hat mir nichts mitgebracht.)“

## Das Sprachmaterial für den „Sprachatlas Rheinland“ (SpARh)

Wie sich 2000 zeigte, wusste ein großer Teil unserer KorrespondentInnen zwischen Regiolekt und Dialekt zu unterscheiden (wenn es auch ausgefüllte Fragebogen gab, die eindeutig dialektale Belege enthielten, so dass sie für die Untersuchung der regionalen Umgangsspra-

Hubbel oder Huckel



che nicht heranzuziehen sind]. Deshalb folgten auf diesen ersten Regiolekt-Fragebogen drei weitere: 2002, 2005 und 2012. Insgesamt vier Fragebogenrunden aus dem Zeitraum zwischen 2000 und 2012 ist also das Material zu verdanken, das für den SpARh zur Verfügung steht. Die Karte „Plümme oder Oberbett“, abgebildet auf dem Umschlag des AiR-Jahrgangs 2015

und auf dem Fragebogen von 2012 basierend, zeigte den Raum, der auf den Hauptkarten des SpARh zu sehen sein wird: Er deckt sich mit dem Grundgebiet des Landschaftsverbandes Rheinland, mithin mit dem Teil des „Rheinlands“, der zu NRW gehört. Er reicht von Kleve im Norden bis nach Bonn im Süden, von Aachen im Westen bis zur westfälischen Grenze im Osten.

9. Wie nennen Sie eine „kleine Unebenheit“ auf einem Weg?

*Hubbel*

*Huckel*

anders/Kommentar: \_\_\_\_\_

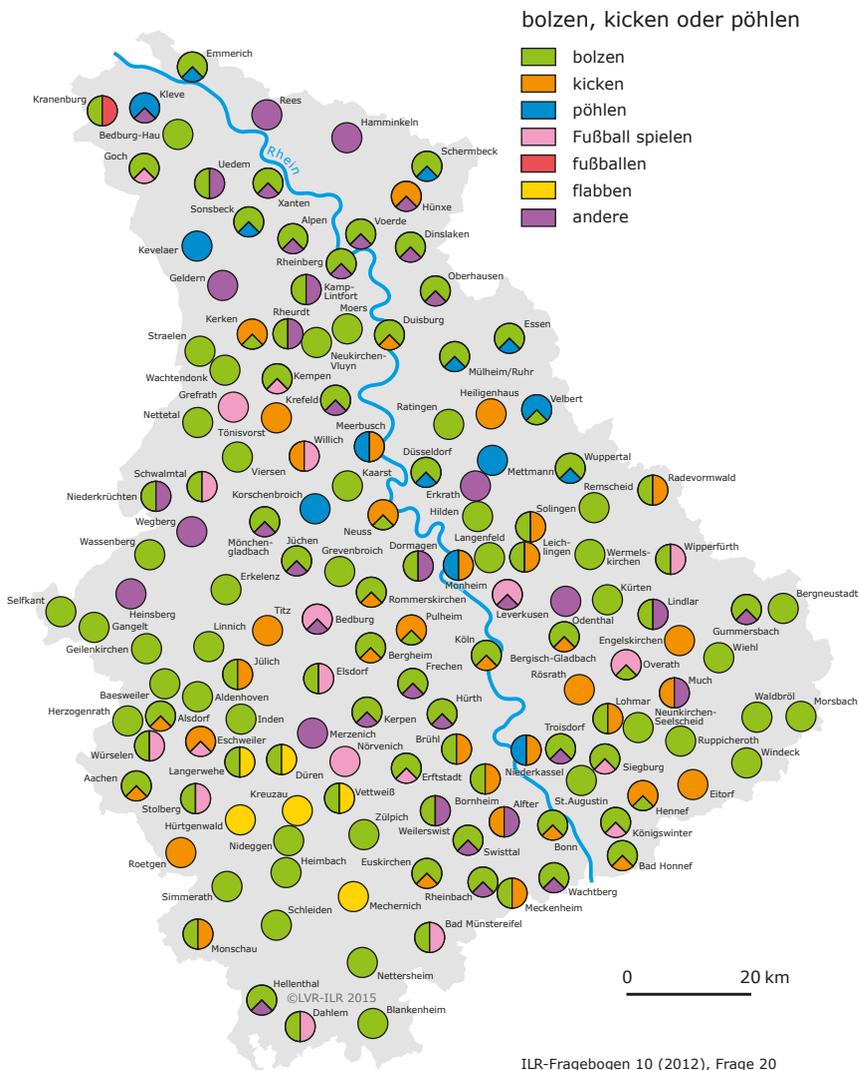
Scan: Aus dem ILR-Sprachfragebogen von 2012.

Die Karte „Hubbel oder Huckel“ geht ebenfalls auf den Fragebogen des Jahres 2012 zurück. Wie die betreffende Frage 9 damals lautete, zeigt die Abbildung. Die Karte dazu lässt auf den ersten Blick eine Zweiteilung des Gebiets erkennen: Während im Norden – also am unteren Niederrhein, in den Städten des Ruhrgebiets und im Niederbergischen – *Huckel* (rot) dominiert, wurde anderswo vor allem *Hubbel* (grün) genannt. Die Farbe Lila steht für „andere“ Lexeme (siehe unten). Die drei Komponenten des SpARh bilden die Hauptkarten, die Nebenkarten sowie die Kartenkommentare. Bei „Hubbel oder Huckel“ handelt es sich um eine Hauptkarte, für diesen Kartentyp wird stets die Altersgruppe der 45- bis 64-Jährigen herangezogen. Jede Kommune, für die auswertbare Fragebogen vorlagen, ist mit einem Kreisdiagramm (Kuchendiagramm) vertreten; in diesem Fall fehlen genau 12 der insgesamt 165 Kommunen im Rheinland. Hinter einem Diagramm können sich ein bis zehn Fragebogen verbergen; lagen für diese Altersgruppe mehr ausgefüllte Fra-

gebogen vor, wurden die zehn (gemessen am Lebensalter der Gewährsleute) „mittleren“ Bogen berücksichtigt. Gab es für die Altersgruppe 45–64 überhaupt keine Daten, basiert die Karte ersatzweise auf den Fragebogen der Gruppe 65 Jahre und älter bzw. der Gewährsleute im Alter von 25 bis 44 Jahre. Insgesamt wurden für den SpARh vier Altersgruppen gebildet: 16–24, 25–44, 45–64, 65+.

Auf dieser wie auf allen weiteren Hauptkarten sind einfarbige und farblich unterteilte Diagramme zu finden. Wurde auf allen Fragebogen einer Kommune nur eine einzige Variante genannt, zeigt die Karte einen einfarbig gefüllten Kreis (in diesem Fall: rot oder grün). Kommen nach den Angaben der Gewährspersonen zwei Bezeichnungen mit gleicher Häufigkeit vor, ist das Halbe-Halbe-Diagramm auf der Karte zu finden (hier etwa für Sonsbeck oder Geilenkirchen). Dreivierteldiagramme präsentieren die häufigste (oben) und die zweithäufigste Variante (unten). Die Farbe Lila hat zwei Funktionen: Sie kann erstens (in allen drei Diagrammtypen) für eine Bezeichnung stehen, die nicht in der Legende aufgeführt ist. Zweitens tritt Lila auf, wenn mehr als zwei Varianten zu berücksichtigen gewesen wären, wenn also drei oder mehr Bezeichnungen in derselben Häufigkeit für den ersten Platz (ungeteilter Kreis) oder für den zweiten Platz (unteres Feld im Dreiviertelsymbol) darzustellen gewesen wären. Für die Hauptkarten wird demnach in vier Hinsichten reduziert:

1. werden alle Orte einer Kommune zusammengefasst.



2. wird nur eine der vier hier gebildeten Altersgruppen, die Gruppe 45–64, berücksichtigt.
3. wird die Zahl der herangezogenen Fragebogen gegebenenfalls auf zehn beschränkt.
4. wird die darzustellende Varianz mit Hilfe einer Sammelkategorie (lila) begrenzt.

Diese sprachkartografischen Entscheidungen dienen dem Ziel, gut „lesbare“ und übersichtliche Kartenbilder zu präsentieren. Eine Karte dieses Typs soll einerseits Worträume darstellen und andererseits örtliche (kleinräumige) Varianten in gewissem Umfang ins Blickfeld rücken. Auch wer nicht Linguistik studiert hat und über keine große Erfahrung im „Kartenlesen“

verfügt, soll, wenn er sich für die Sprache der Region interessiert, imstande sein, die Karten dieses Atlas aufzunehmen. In den zu schreibenden Kartenkommentaren lassen sich dann viele Details nachtragen.

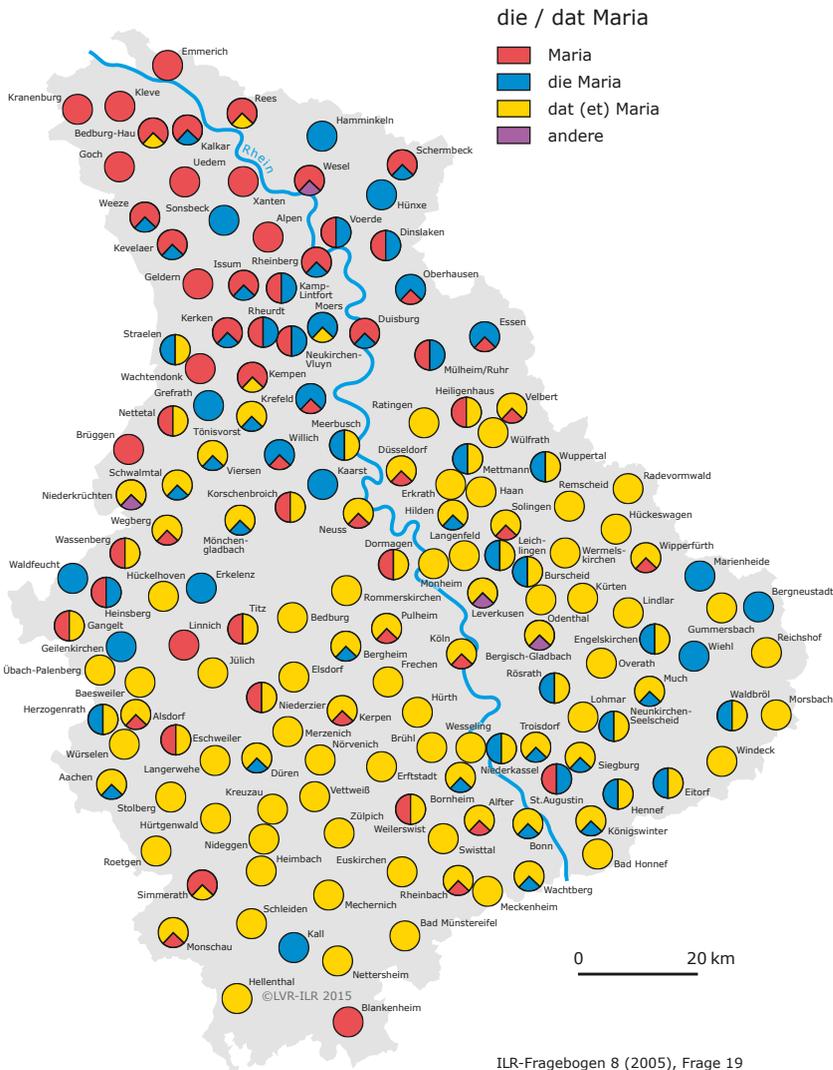
Ein ganz anderes Kartenbild als die räumlich übersichtliche Verteilung der beiden Synonyme *Hubbel* und *Huckel* zeigt sich bei den Bezeichnungen für „Fußball spielen (außerhalb des Vereins)“. Das Material stammt wiederum aus der Erhebung des Jahres 2012, allerdings war in diesem Fall eine offene Fragestellung ohne Antwortvorgabe gewählt worden („20. Wenn Kinder außerhalb des Fußballvereins miteinander ‚Fußball spielen‘: Wie nennen Sie das?“). Am häufigsten wurde von der Altersgruppe 45–64 *bolzen* (grün) genannt, diese Bezeichnung kommt überall im Rheinland vor. Verbreitet, allerdings deutlich seltener belegt, sind *kicken* (orange) und *Fußball spielen* anzutreffen (rosa; wahrscheinlich meist *Fussball spielen* ausgesprochen); *pöhlen* (blau), das auch in Westfalen bekannt ist, begegnet im Rheinland eher am Niederrhein als weiter südlich im Raum Aachen-Köln-Gummersbach. Nur kleinräumig bekannt sind *flabben* (gelb, im Raum Düren-Voreifel) und *fußballen* (rot, am unteren Niederrhein, *fussballen* auszusprechen).

Im Kartenkommentar des SpARh können die unter „andere“ (lila) verbuchten Bezeichnungen vorgestellt werden. Etymologische Sondierungen drängen sich bei manchen der Verben mehr auf als bei anderen, hier kommen etwa *pöhlen* und

*flabben* besonders in Betracht. Über die geografische Verbreitung der einzelnen Synonyme über die Grenzen des Rheinlands hinaus geben andere Kartenwerke Auskunft; im Fall von „Fußball spielen“ bieten sich die Karte in Jürgen Eichhoffs „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen“ (1977–2000, Band 3, Karte 30) und die Karte in dem von Stephan Elspaß und Robert Möller verantworteten „Atlas zur deutschen Alltagssprache“ (hier Runde 4) an.

Der Deutsche Fußballbund offerierte Anfang 2016 in seinem „Fanshop“ ein Shirt, dessen Brustaufschrift „BOLZEN KICKEN PÖHLEN“ (untereinander geschrieben) lautete. Viele Menschen im Rheinland werden sich (bzw. ihre Sprache) darin wiedergefunden haben. Zu erwähnen ist noch, dass diese Fußballerwörter – zumindest *bolzen* und *pöhlen* – auch eine negative Bedeutung haben können; sie verweisen dann, in Spielen auf dem Bolzplatz wie im großen Stadion, auf ein bescheidenes Niveau der gezeigten sportlichen Leistungen (unkontrolliertes Balltreten, „Dreschen“ des Balles). Das Gesamt des *Bolzens* oder *Pöhlens* wird dann auch gern *Gekicke* genannt. Bei jungen Leuten (Altersgruppe 16–24) ist heute, wie die Fragebogenauswertung ergab, auch *zocken* (oder *Fußball zocken*) zu hören, wenn das Spielen auf dem Bolzplatz gemeint ist.

Als der vorliegende Aufsatz verfasst wurde (Juni 2016), war im Internet ein digitaler Fragebogen zu finden, in dem es um die Verwendung des Neutrums bei weiblichen Rufnamen ging (*dat Anna* usw.). Der



Fragebogen gehört/e zu einem Kooperationsprojekt der Universitäten Mainz, Luxemburg und Fribourg (Schweiz). Das Phänomen ist in einem Gebiet zwischen Nordrhein-Westfalen im Norden und der Schweiz im Süden verbreitet und betrifft auch das Luxemburgische. Im Süden ist anstelle des rheinischen *dat (et) Anna* natürlich *das (es/s) Anna* gebräuchlich.

Schauen Sie nach der Lektüre dieses AiR-Heftes ruhig einmal nach, ob die Erhebung im Internet, die zu dem Projekt „Das Anna und ihr Hund“ gehört, noch andauert (Adresse im Literaturverzeichnis)!

Auf dem ILR-Fragebogen des Jahres 2005 war eine entsprechende Frage mit vier Antwortalternativen zu finden („19.

Wie heißt es in dem Satz: *Da is ... Maria: die Maria/Maria/datMaria/et Maria/ andere: ...*“). Der SpARh wird eine Karte dazu enthalten: Der Atlas bezieht über den Wortschatz hinaus (s. dazu auch Honnen 2012) also auch grammatische Phänomene ein. Ferner wird es im SpARh um Fragen der Lautung in den Regiolekten gehen (etwa um die Aussprachevarianten *Jummi/Gummi*), und es wird auch die geografische Verteilung von Grußformeln untersucht (z. B. *tschüss/tschö/tschau*).

Auf der Karte „die/dat Maria“ wird nicht zwischen *dat Maria* und *et Maria* differenziert. Gut („auf den ersten Blick“) zu erkennen ist, dass die Neutrumformen vom Süden her ins Rheinland hineinreichen und nördlich einer gedachten Linie Nettetal-Krefeld-Ratingen-Velbert nur noch selten genannt wurden. Die Belege am nördlichen Niederrhein (in Bedburg-Hau und Rees) sind vielleicht „Fehlern“ beim Ausfüllen zu verdanken, hier kreuzte jeweils eine von mehreren Gewährsleuten *dat Maria* bzw. *et Maria* an. Der untere Niederrhein erweist sich zugleich als Gebiet, in dem der weibliche Artikel (*die Maria*, blau) die im Vergleich zur artikellosen Form (*Maria*, rot) seltenere Variante ist.

### Nebenkarten

Für einen Teil der Hauptkarten wird der SpARh Nebenkarten anbieten. Sie dienen der Kontrastierung, wobei entweder regiolektale oder dialektale Fragebogen zugrundeliegen. Da sich, wie in einer früheren Veröffentlichung gezeigt werden konnte (Cornelissen 2008), der Regiolekt

verschiedener Generationen oft durch signifikante Unterschiede auszeichnet, wird der Atlas für ausgewählte Fragestellungen auch kontrastive Regiolektkarten für die Altersgruppen 65+, 25–44 und/oder 16–24 enthalten. Mit abnehmendem Lebensalter sinkt der Anteil der Dialektalismen im Regiolekt. Andere Nebenkarten sind dem Dialekt vorbehalten. Auf ihnen wird die Verteilung der Varianten in den örtlichen Dialekten des Rheinlands dargestellt, wobei u. a. auf die Ergebnisse einer Dialekt-Fragebogenerhebung aus dem Jahr 2011 zurückgegriffen werden kann. Regiolekte (regiolektale Elemente) können durchaus dialektale Verhältnisse widerspiegeln, sie können sich aber auch stark dem Standarddeutschen annähern oder, viel leichter als die „starren“ Dialekte, umgangssprachliche Varianten aus Nachbarregionen und/oder aus anderen Teilen des deutschen Sprachraumes übernehmen.

Die Entscheidung, die Auskünfte der Altersgruppe 45–64 für die Hauptkarten zugrundezulegen, basiert auf diesen Beobachtungen. Zu erwarten ist, dass die regiolektalen Register dieser Altersgruppe den „mittleren Bereich“ im heutigen Sprachspektrum des Rheinlands, das Standarddeutsche ausgeklammert, darstellt. Es ist dabei hinsichtlich der regionalen Prägung mit folgender Staffelung zu rechnen (D: Dialekt; R: Regiolekt):

D – R 65+ – R 45–64 – R 25–44 – R 16–24

### Regionalsprachforschung 2016

Regionalsprachforschung hat in Deutschland derzeit Konjunktur. Das For-

schungszentrum Deutscher Sprachatlas in Marburg führt im Augenblick sein großes, von der Akademie der Wissenschaften und der Literatur (Mainz) gefördertes Langzeitprojekt „Regionalsprache.de (REDE)“ durch. Eine theoretische Fundierung der modernen Regionalsprachforschung liegt seit drei Jahren mit dem Werk „Sprachdynamik“ vor (Schmidt/Herrgen 2013). Das Verbundprojekt „Sprachvariation in Norddeutschland“ (SiN), von 2008 bis 2012 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert, hat mit der Publikation seiner Ergebnisse begonnen (s. S. 80 in dieser Ausgabe). In diesem Jahr (2016) wurde in NRW das Sprachatlasprojekt „Dialektatlas Mittleres Westdeutschland“ gestartet, gefördert von der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste; beteiligt an diesem für den Zeitraum 2016–2032 ausgelegten Projekt sind die Universitäten Bonn, Münster, Pader-

born und Siegen. Das Projekt bezieht, auch wenn im Titel der „Dialekt“ hervorgehoben wird, doch alle Ebenen regionalen Sprechens zentral mit ein.

Der Sprachatlas Rheinland, dessen Planung einige Jahre zurückreicht, konnte 2014 dank der tatkräftigen Unterstützung durch die kartografischen Mitarbeiterinnen im ILR (Esther Weiß, Martina Schaper) Fahrt aufnehmen. Das Jahr 2016 markiert einen weiteren Meilenstein in der Projektgeschichte, da derzeit ein weiterer Mitarbeiter (Tim Könenberg) die Arbeiten unterstützt. Zwischen Platt und „Tageschau“ – wie die Rheinländer und Rheinländerinnen den weiten und variantenreichen Sprachraum „dazwischen“ ausfüllen, werden wir nach dem Abschluss des Projekts sicherlich ein bisschen (*bissken, bisschen*) besser wissen.

## Literatur

Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA) (2001ff.).

Von Stephan Elspaß/Robert Möller. <http://www.atlas-alltagssprache.de/> (18.5.2016).

Cornelissen, Georg (2008): Areale Strukturen und generationenabhängige Varianz auf Regiolektkarten des Rheinlands. In: Elspaß, Stephan/König, Werner (Hrsg.): Sprachgeographie digital. Die neue Generation der Sprachatlanten (mit 80 Karten). (Germanistische Linguistik, 190–191). Hildesheim/Zürich/New York, S. 53–72.

Das Anna und ihr Hund. Weiblich Rufnamen im Neutrum. Von Damaris Nübling/Helen Christen/Peter Gilles. <http://www.namenforschung.net/weibliche-rufnamen-im-neutrum/projektvorstellung> (8.6.2016).

Eichhoff, Jürgen (1977–2000). Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. Band 1–4. Bern/München.

Honnen, Peter (2012): Kappes, Knies & Klüngel. Regionalwörterbuch des Rheinlands. 7. Aufl. Köln.

Regionalsprache.de (REDE) (2008ff.). Von Jürgen Erich Schmidt/Joachim Herrgen/Roland Kehrein. <https://regionalsprache.de> (8.6.2016).

Schmidt, Jürgen Erich/Herrgen, Joachim (2013): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. (Grundlagen der Germanistik, 49). Berlin.

# „Eigentlich soll sich nichts ändern hier“

– ein Erinnerungsort im ländlichen Raum

von Dagmar Hänel



*Gebäude, Garten, Landschaft: Haus Esselt  
in Hünxe*

„Eigentlich soll sich nichts ändern hier“ – dieser Satz oder ganz ähnlich gemeinte Bemerkungen fielen häufig im Sommer 2015, während der Dreharbeiten zu einem Filmprojekt am Niederrhein, in der Nähe von Drevenack, Gemeinde Hünxe. Gedreht wurde ein Dokumentarfilm über Haus Esselt und das dort angesiedelte Pankok Museum. Im Mittelpunkt

standen die Menschen, die dort einen Alltag im Umbruch gestalten: Die 90-jährige Eva Pankok und eine Reihe von Freunden und Wegbegleitern, die sich vor allem ehrenamtlich für den Erhalt des Werks und das Museum engagieren. Schnell wurde deutlich, dass für alle Protagonisten der Ort in seiner besonderen Gestaltung und mit einer „Ausstrahlung“ von zentraler Bedeutung ist: Dieser Ort ist vielschichtig und vielgestaltig: Ein altes Herrenhaus, dessen Innenausstattung einen ländlich-

bäuerlichen Charakter mit einer heterogenen Kunstsammlung verbindet, eine umgenutzte Scheune, ein parkähnlicher Garten, das alles platziert im „Draußen“, der von Ackerbau und Wald geprägten Kulturlandschaft des Niederrheins.

Während der Film vor allem die Menschen zu Wort kommen lässt und der umgebende Raum als eine Art „heimlicher Hauptdarsteller“ das Setting bildet, durch Raumeindrücke Stimmungen vermittelt, Aussagen verstärkt oder kontrastiert, soll im folgenden der Ort als besonderer Raum in den Blick genommen werden.<sup>1</sup> Er wird vorgestellt über die Wahrnehmungen der Menschen, die sich dort aufhalten und die ihn für sich aneignen und nutzen. In seiner Bedeutung lässt er sich als kreativer Ort, Vermittlungsort und natürlich Alltagsort lesen. Als symbolischer Ort wird er zu einem Erinnerungsort und zur Heimat.

### **Zum Projekt**

Zunächst ging es nur um ein Interview, ein mit der Kamera aufgezeichnetes Gespräch mit Eva Pankok. Das war die Anfrage aus dem LVR-Fachbereich Kultur, wo im Rahmen der Museumsförderung die Neukonzeption und Umgestaltung des Pankok-Museums Haus Esselt in Drevenack begleitet wurde. Ein Schwerpunkt dieser Begleitung lag auf der Sicherung und Dokumentation des künstlerischen und kulturellen Erbes von Otto und Hulda Pankok. Ein Künstler und eine Journalistin, die ein umfangreiches Werk hinterlassen haben, das weit über Bilder, Skulpturen, Druckplatten und Bücher hinausgeht.

Eva Pankok, die Tochter, lebte in Haus Esselt und war die wohl wichtigste Verwalterin dieses Erbes. Sie sollte und wollte Auskunft geben zur Lebensgeschichte ihrer Eltern, zum Werk ihres Vaters und zu ihren Erinnerungen über den Alltag ihrer Familie. Geboren 1925 war Eva Pankok eine noch lebende Zeitzeugin, die ihre persönlichen Erinnerungen in die große Geschichte des 20. Jahrhunderts erzählend einbetten konnte. Diese Interviews sollten als biographisches Archivmaterial dienen und einen persönlichen Blick auf Kunstwerke und Stationen eines Familienlebens dokumentieren. Sie waren gedacht als Ausgangsmaterial für etwas andere Ausstellungsmedien: Kurzfilme, die in die neue Ausstellung eingebaut werden sollten, um in medialer Form sowohl über einzelne Werke der Pankoks ebenso wie über ihre Biographie zu informieren. Soweit der Plan.

Dieser erste Besuch in Haus Esselt erbrachte vielfältige Eindrücke von einem besonderen Ort, einer sozialen Dynamik und Kommunikation, einem Bemühen um ein Erbe, alles in einem Veränderungsprozess befindlich. Spürbar war ein Bedürfnis nach Tradierung, nach Festhalten und Sicherheit, gepaart mit einer Aufbruchsstimmung, einem Veränderungs- und Gestaltungswillen. Hier lief gerade ein kulturwissenschaftlich hochspannender Prozess ab: Die Aushandlung von kulturellem Erbe in räumlichen, sozialen, materiellen und symbolischen Konfigurationen. Was so abstrakt klingt, wird in der Forschung überwiegend anhand historischer oder zumin-

dest halbwegs abgeschlossener Beispiele untersucht: Wie wird ein lokales Fest wie der Karneval in Binche zum immateriellen Kulturgut, wie funktionieren die Diskurse um eine kollektive Selbstdarstellung im Kontext der Bewerbung als „Europäische Kulturhauptstadt“?<sup>2</sup>

Nur selten ergibt sich die Gelegenheit, diese Diskurse quasi „life“ zu beobachten: Was soll aus welchem Grund wie tradiert werden? Welche Geschichte wird erzählt? In welchen Formen und Materialitäten wird kulturelles Erbe eingeschrieben? Wie sind Menschen in ihrem subjektiven Empfinden an diesem Prozess beteiligt, was bedeuten ihnen die Veränderungen? Wie verändert sich der Alltag an diesem Ort, an dem sich „eigentlich nichts ändern soll“? Diesen Fragen wurde in dem entstandenen Film „Eigentlich soll sich nichts ändern hier“ – Haus Esselt, die Menschen, die Kunst und die Zeit nachgegangen (siehe hierzu auch S. 88). Eine besondere Note erhält der Film dadurch, dass er tatsächlich zum letzten audiovisuellen Dokument Eva Pankoks wurde: Kurz nach dem letzten Drehtag in Haus Esselt ist Eva Pankok im Februar 2016 gestorben.

Eine weitergehende Betrachtung nimmt nun das Thema Raum in den Blick: Welche Bedeutung kommt dieser kulturellen Grundkategorie in diesem Prozess zu? Welche Aneignungen und Aushandlungen, Dinge und Symbole, materielle wie immaterielle Aspekte spielen eine Rolle? Denn der Ort wurde von allen Gesprächspartnern als besonderer Erfahrungs- und Er-

lebnisort beschrieben, war in allen Interviews hochgradig emotional aufgeladen.

### **Kultur und Raum – eine kurze theoretische Anmerkung**

Raum ist neben Zeit und sozialer Konfiguration eine der Grundkategorien von Kultur. „Landeskunde“ bezieht sich stets auf einen bestimmten Raum, wobei Prozesse von Adaption (kultur-)räumlicher Gegebenheiten und der Konstruktion und Verbreitung dieser als „Region“ oft stereotyp zusammengefassten Größe ambivalent und kritisch zu betrachten sind. Gerade in der älteren Forschung zeigt sich ein Konzept von Räumen als Container, „die wie Behälter kulturelle Erscheinungen ummantelten und aufbewahrten.“<sup>3</sup> Auch die Disziplin Volkskunde hat im Kontext der „Kulturraumforschung“ nach regionalen Spezifika gesucht, diese in Karten visuell verortet und damit Grenzen und Räume von Kultur(en) definiert. Obwohl gerade das große Kartierungsprojekt „Atlas der deutschen Volkskunde“ in seiner Liebe zum alltagskulturellen Detail auch als Ausdruck des Scheiterns dieses Ansatzes gelesen werden kann: Vor allem in der vergleichenden Gesamtschau lassen sich aus dem Atlasmaterial kaum eindeutige Kulturräume oder klare Grenzziehungen zwischen Regionen und Nationen festmachen. Trotzdem bleibt er bis heute in der Kritik, galt in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg die Kulturraumforschung als ns-ideologisch. Polemische Schlagworte vom „Volk ohne Raum“ und dem „Lebensraum im Osten“ sowie der rassistische Nationalismus des NS-Systems griffen das

deutlich ältere wissenschaftliche Konzept des „Kulturraums“ gerne für ihre politischen Instrumentalisierungen auf. Seit den 1980er Jahren ist eine Neuperspektivierung der Kategorie Raum in den Kultur- und Geisteswissenschaften feststellbar.<sup>4</sup> Das Ende des „Kalten Krieges“ mit dem Verschwinden tradierter Grenzen (symbolischer wie nationaler) und der nun neu verfügbare virtuelle Raum weckte ein neues kulturwissenschaftliches Interesse an räumlichen Ordnungen. Der „spatial turn“ versteht Raum als soziale Größe, die sowohl Produkt sozialer Prozesse ist als auch auf menschliches Handeln wirkt.<sup>5</sup> Räume entstehen dabei im alltäglichen Handeln, werden im Alltag ausgehandelt, gestaltet und angeeignet. Die Soziologin Martina Löw identifiziert hierbei zwei Strategien, das Spacing, mit dem Personen und Dinge spezifisch arrangiert werden und die Synthese, die räumliche Settings in Wahrnehmung und Vorstellung zusammenfasst und ordnet. Studien zu institutionellen Räumen wie Pierre Bourdieus „Geburt der Klinik“ und Erving Goffmans „Asyle“, zu symbolischen Raumordnungen wie Michel Foucaults „Heterotope“ und Marc Augés „Nicht-Orte“ sind inzwischen zu Klassikern avanciert und zeigen den Wert dieser Perspektiven für kulturanalytische Forschungen.

Der Blick auf einen Ort wie Haus Esselt, das ich als ein komplexes Raumgebilde mit Grenzen und Binnenstrukturen wie Innen und Außen, Haus und Museum, Arbeits- und Freizeitort verstehe, soll von dieser Perspektive geleitet werden, um an



*Haus Esselt, Eingang mit Wappenschild*

einem konkreten Beispiel den Bedeutungen von räumlichen Ordnungen für kulturelle Bezüge nachzuvollziehen.

### **Menschen machen Räume – Zur Herstellung von Räumen am Ort „Haus Esselt“**

Haus Esselt stammt aus dem 17. Jahrhundert und ist eine typische Grachtenhofanlage, wie sie in der Region charakteristisch als repräsentativer Wohnsitz der Oberschicht war. Barocke Architekturelemente wie das Eingangsportal mit Sandstein und der Wappenschild über dem Portal verweisen auf seinen Status. Innen erinnert das Haus eher an ein Bauernhaus: ein offener Steinboden in Flur und Küche, in der Stube Holzdielen, ein Kamin, ein offenes Herdfeuer in der Küche. Gestaltet und ergänzt ist die niederrheinisch-bäuerliche Einrichtung durch Kunst des 20. Jahrhunderts und Sammlungen historischer Kunst und Kunsthandwerk sowie durch umfangreiche Buchbestände. Nicht nur Zeichnungen, Drucke und Bilder von Otto und Eva Pankok hängen an den Wänden, auch Kunstwerke befreundeter Künstlerinnen und Künstler. Im so ge-

nannten Biedermeierzimmer findet sich eine Sammlung religiöser Kunst: eine hölzerne Stifterfigur, Votivtafeln und Ikonen. Diese Mischung, die durch die Familie Pankok in dieser Form entstand, schafft eine besondere Atmosphäre.

Die Familie erwarb Haus Esselt 1958. Otto Pankok gab seine Professur aus Altersgründen auf, die Familie wollte gemeinsam aufs Land ziehen. Nach erfolgloser Suche an der Schlei erinnert sich Eva Pankok lebhaft an die Szene, wie ihnen Haus Esselt angeboten wurde: „Das Telefon war auf dem Flur, also etwas weiter weg und darum schrie meine Mutter laut: ‚Da ist Eva Brinckmann‘, Bildhauerin aus Wesel, eine Jugendfreundin von ihr. Und die sagt, da gibt es ein altes Herrenhaus, Haus Esselt, das könnten wir vielleicht erwerben. Und mein Vater schrie zurück,

damit sie es hörte: ‚Ist gekauft!‘, Ja, und dann schrie meine Mutter zurück: ‚Du bist verrückt, wir haben es doch noch nie gesehen!‘ ‚Doch, da habe ich 1926 gemalt. Das ist so schön, das können wir unbesehen kaufen‘.“

In dieser Erzählung wird deutlich, dass Eva Pankok die Bedeutung des Hauses über die Erinnerung des Vaters, der es in seiner Jugend gemalt hat, definiert. Die Familie zieht aus der Großstadt Düsseldorf an den Niederrhein. Die Betonung des einfachen Lebens und eine Nähe zur Natur zeigt sich einerseits im Alltag, der mit Hunden, Katzen und Hühnern sowie einem Nutz- und Ziergarten einen bäuerlichen Charakter erhält. Der Garten wird durch zahlreiche Bäume parkähnlich gestaltet, wobei auch Kunstwerke harmonisch eingefügt werden. Frau M., die in den ersten



*Blick in das so genannte Biedermeierzimmer*



*Haus Esselt, Kohlezeichnung von Otto Pankok, 1926 (Ausschnitt)*

Jahren als Hausmädchen bei Familie Pankok arbeitete, beschreibt den Alltag als ruhig: „Es war ein sehr stilles Haus. Hulda ging nach dem Frühstück in ihr Büro und schrieb, Otto ging in sein Druckzimmer“, oder er zeichnete, wobei die direkte Umgebung sein zentrales Motiv wird.

Im Haus sind die Räume in ihrem Charakter als eher bürgerlich bzw. eher bäuerlich abgestuft: Die Küche ist der Raum mit dem stärksten „Bauernhausambiente“. Die Möbel sind einfach und pragmatisch, bis heute ist auch die Küchentechnik sehr einfach gehalten. Zentraler Ort ist ein langer Holztisch unter dem ehemaligen Kaminabzug, mit Holzbank und großen Holzstühlen, in denen bunte Kissen liegen. Hier ist sozusagen der einfache, bäuerlich anmutende Essplatz mit kommunikativem Charakter inszeniert, während der gegen-

überliegende Raum als „Biedermeierzimmer“ als deutlich bürgerlich ausgestatteter Essraum wirkt. Der zentrale Tisch hier ist aus poliertem Holz und deutlich filigraner gearbeitet als der Küchentisch; als Sitzmöbel wirkt ein passendes Sofa mit geschwungenen Lehnen und elegant hell-gestreiftem Bezug als Blickfang des Raums. Ein weiterer Raum ist als Aufenthaltsraum gestaltet, wobei der Charakter dieses „blauen Zimmers“ wiederum deutlich bäuerlicher wirkt. Die Wände sind hier hellblau gekälkt, eine typisch ländliche Technik, die von Familie Pankok aufgegriffen wurde. Mit Holztisch, großen Holzstühlen, einer Truhe und einem Sessel wird eine regionale Möblierung aufgegriffen, vor allem die Truhe gilt als typisch niederrheinisches Möbelstück. Auch der Garten wird als heterogener Ort gestaltet: Rund um das Haus legt Otto Pankok

eine dem englischen Landschaftsgarten nachempfundenen Anlage an, die in einen Waldbereich übergeht. Nah am Haus ist ein ebenfalls an historisierenden Vorbildern angelehnter Bauerngarten mit Nutzpflanzen (Obst und Gemüse kombiniert mit typischen Bauerngartenpflanzen wie Rosen, Hortensien und Buchsbaumhecke) angelegt (wobei schon seit einigen Jahren kein Gemüse mehr angepflanzt wird). Dieser Bauerngarten ist mit Bezug zum barocken Eingangsbereich und dem die ehemalige Gräfte markierenden Baumbestand konzipiert und leitet als Blickachse den Blick des Betrachters in die umgebende offene Landschaft. Haus und Garten wurden von der Familie Pankok nach bestimmten Kriterien gestaltet. Dabei werden Kunst (eigene und die von Freunden und Weggefährten) und Repräsentationen eines bürgerlichen („Biedermeiermöbel“) wie intellektuell-akademischen Lebens (Bibliothek) mit einer als „bäuerlich-niederrheinisch“ empfundene Ausstattung kombiniert. Es lassen sich die konkreten Ausformungen als Ausdruck romantischer Vorstellungen (bäuerliches Leben),



*Bronzestatue im Garten*

den Erinnerungen an die bürgerliche Herkunft von Otto und Hulda Pankok, einer auch romantisch assoziierten Naturnähe und der Sehnsucht nach einem einfachen Leben verstehen. Die klare Ordnung von innen und außen (Haus Esselt liegt abgeschlossen und ist nur durch einen verwinkelten Eingang zu betreten) verstärkt die Wirkung eines abgeschlossenen Ortes, an dem die Zeit stillzustehen scheint. Dieser Eindruck wird bestätigt: „Hier steht fast alles noch so, wie Otto und Hulda das eingerichtet haben“ erzählte bei einem ersten Rundgang Frau D.

### **Raumaneignungen: Kreativer Raum, Vermittlungsraum, Kommunikationsraum und Erinnerungsort**

1926 malte Otto Pankok bei einer Reise an den Niederrhein Haus Esselt. Eva Pankok erzählt, dass er an einem heißen Sommertag hier vorbeikam und von einer Bewohnerin ein Glas Milch erhielt. Die damals entstandene Kohlezeichnung (S. Abb. 4) zeigt Haus Esselt in seiner relativ quadratischen Struktur, deutlich erkennbar ist der charakteristische Stein und die reduzierte Form. Das Haus schmiegt sich in die umgebende Landschaft, zu sehen sind nur wenige Bäume, es dominiert eine Wiesen- und Feldlandschaft unter bewegtem Himmel.

Nachdem Otto 1958 nach Haus Esselt zurückkehrt, werden Elemente dieses Ortes in seinem künstlerischen Werk aufgegriffen: vor allem die Mitbewohner des Hauses gehören zu seinen Lieblingsmodellen: Hahn und Hühner, Hunde, Katzen

aber auch seine Frau und seine Tochter. Nach dem Tod Otto Pankoks 1966 beginnen Hulda und Eva mit dem Aufbau des Museums. Am Ort des Familienlebens, in der Scheune von Haus Esselt, sollen die Werke erhalten und gezeigt werden. Das Museum ist ein privates Familienmuseum, nach dem Tod Huldas 1985 übernimmt Tochter Eva die Leitung, die sie nach ihrem Unfall 2006 Stück für Stück an die Otto-Pankok-Stiftung übergibt. Für Eva Pankok war das Museum in erster Linie Erhalt des Erbes ihres Vaters, seine Kunst stand für sie stets im Mittelpunkt. Während eines Interviews erzählt sie amüsiert, dass anlässlich ihres Geburtstages eine Ausstellung mit ihren Bildern zu sehen ist – „aber bald hängt hier wieder nur mein Vater.“ Diese Bemerkung zeigt, dass sie das Pankok Museum als exklusiven Ort für die Kunst ihres Vaters definiert. Ihre eigenen Bilder empfindet sie als zu Gast bei besonderem Anlass. Damit erzählen die Ausstellungen und der Ort immer auch ein Stück weit die Geschichte Otto Pankoks aus der Perspektive seiner Tochter.

Auch Haus und Garten dienen der Erinnerung an die Eltern von Eva Pankok. Ausstattung und Charakter des Hauses bleiben möglichst unverändert, der Alltag ebenso. Für Museumsbesucher erschließt sich der Ort als Erinnerungsort an die Familie Pankok. Eva Pankok als Museumsleiterin, Kuratorin und lebende Zeitzeugin war leidenschaftliche Erzählerin der Geschichte ihrer Eltern. Dabei kombinierte sie ihre Erfahrungen als Zeitzeugin mit ihrer Perspektive der Verwalterin des el-

terlichen Erbes: Geboren 1925 erlebte Eva Pankok fast das gesamte 20. Jahrhundert und konnte noch hochaltrig reflektiert ihre eigenen Erfahrungen mit historischen Ereignissen und Prozessen verbinden. Diese Erzählungen präsentierte sie gerne den Besuchern des Museums.

Das Museum als Ort mit seinen Potentialen nutzen auch andere Akteure: Die Sammlung von Kohlezeichnungen und Grafiken wird neu geordnet, sortiert, kategorisiert. Hier schreiben sich spezifische Ordnungsmuster ein, die wiederum bestimmte Aspekte eines Wertekanons, der sich auf Otto Pankok beruft, repräsentieren. In dieser Ordnung sind beispielsweise die so genannten Zigeunerbilder und der Zyklus „Die Passion“ besonders herausgehoben, an ihnen zeigen sich die Humanität Pankoks und seine Widerständigkeit zum Nationalsozialismus in besonderer Weise. Diese Aspekte sind es wiederum, die als prägend für den gesamten Ort definiert werden: Im Kontext der Neuorientierung als Kulturort im ländlichen Raum soll die politisch-philosophische Ebene von Humanität, Interkulturalität, Integration und Verantwortung für zukünftige Besucher erfahrbar werden, auch in der Gestaltung als offener und gastfreundlicher Ort.

Eva Pankok war an diesem Prozess der Neukonzeption aktiv unterstützend beteiligt. Mit ihrem Tod im Februar 2016 wird Haus Esselt auch zu einem Erinnerungsort an sie: zum einen als eigenständige Künstlerin, deren Werk im Museum einen festen Platz bekommen soll. Damit wird

das Museum als Erinnerungsort erweitert, nicht mehr „nur“ die Werke Otto Pankoks, sondern auch die seiner Tochter erhalten nun hier einen festen Ort. Gleichzeitig wird deutlich, dass Eva Pankok sich ihr Leben lang für das Erbe ihrer Eltern verantwortlich fühlte, es erhielt und der Öffentlichkeit zugänglich machte.

### Ein Erinnerungsort als Heimat?

Für Eva Pankok war Haus Esselt nicht nur Wohnort und Museum. Sie empfand diesen Ort als Heimat, neben ihrer „zweiten“ Heimat Südfrankreich, dessen Landschaft und Licht ihre Kunst so prägte. Haus Esselt war ihr Lebensmittelpunkt, hier bis zum Ende ihres Lebens einen aktiven Alltag gestalten zu können, hat ihr sicherlich viel bedeutet. Den Aspekt, dass Haus Esselt als Erinnerungsort an ihre Eltern konzipiert wurde, bildet eine wichtige Facette ihres Heimatgefühls. Ist „Heimat“ per se ein emotional besetzter vielschichtiger Begriff, der soziale, räumliche und zeitliche Ebenen miteinander zu einem

besonderen Erfahrungsraum verbindet,<sup>6</sup> so zeigt sich in der Perspektive Eva Pankoks der Erinnerungswert dieses Ortes in jeder dieser Ebenen. Heimat ist Haus Esselt aber nicht nur für Eva Pankok. Die in den Interviews mit Ehrenamtlern, Gästen und Freunden deutlich werdende durchgehende emotionale Beziehung unserer Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner zu dem Ort verweisen auf sein „Heimat-Potential“: „Man muss diesen Ort finden“, „Ich hatte das Gefühl, hier kannst du ganz du selbst sein“, „Dieser Ort atmet einen Geist“ – so charakterisierten Gesprächspartner diesen Ort, der in der Umsetzung des Filmprojektes zu einem ganz eigenen Bedeutungselement der filmischen Narration wurde. Im Laufe der Zeit ist das räumliche Setting als Angebot von zahlreichen Akteuren genutzt worden, um eigene Bedürfnisse, Werte und Vorstellungen einzuschreiben. Damit ist ein vielschichtiger Erinnerungsort entstanden, den es zu erhalten gilt.

### Anmerkungen

- 1 Haus Esselt wird im folgenden unter der Perspektive einer kulturanthropologischen Raumtheorie analysiert. Vgl. hierzu einleitend Stephan Günzel und Jörg Dünne (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaft. Frankfurt a.M. 2006 und Martina Löw: Raumsoziologie. Frankfurt a.M. 2001.
- 2 Vgl. hierzu exemplarisch Markus Tauschek: Wertschöpfung aus Tradition. Der Karneval von Binche und die Konstituierung kulturellen Erbes. Berlin 2010 und ders.: Kulturerbe. Eine Einführung. Berlin 2013.
- 3 Dagmar Hänel und Alois Unterkircher: Die Verräumlichung des Medikalen. Eine Ein-

führung in den Band. In: Dies. und Nicholas Eschenbruch (Hg.): Medikale Räume. Zur Interdependenz von Raum, Körper, Krankheit und Gesundheit. Bielefeld 2010, S. 7-20, hier S. 14.

- 4 Vgl. Jörg Döring und Tristan Thielmann (Hg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. 2. Aufl. Bielefeld 2009.
- 5 Doris Bachmann-Medick: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbeck bei Hamburg 2006.
- 6 Vgl. hierzu die Beiträge zu Facetten des Heimatbegriffs in Gabriele Daft (Hg.): Woran glaubst Du – Religion und Heimat. Bonn 2015.

## „De Strippkes Trekker“

Die Marionettenspielgruppe am Franziskanerkloster Hürtgenwald-Vossenack und ihr Puppenspiel vom heiligen Franz von Assisi

von Alois Döring

„**B**ruder Wolfgang, ich bin heute Abend während dieser Aufführung in Assisi gewesen! Es war alles so klar, so präsent. Danke!“<sup>1</sup> So schreibt ein enthusiastischer Zuschauer des Franziskus-Marionettenspiels der „Strippkes Trekker“ in Hürtgenwald-Vossenack (Kreis Düren). In dem dortigen Franziskanerkloster mit Internat und Gymnasium hat dieses bemerkenswerte Marionettenensemble seine franziskanische Beheimatung.<sup>2</sup>

### Geschichte der „Strippkes Trekker“

Das Marionettentheater „De Strippkes Trekker“ besteht seit 35 Jahren. Bruder Wolfgang Mauritz ofm erinnert sich an die Gründung in Vossenack: Der Eintritt in den Franziskanerorden und die damit verbundene Aufgabe im Franziskusinternat als Erzieher, ließ seine alte Leidenschaft zu den Puppen wieder aufleben: „In meiner Freizeit baute ich eine Marionette, den Ambrosius Kurzweil, seines Zeichens



*Selbst Könige schauen fasziniert, Szene aus einem Märchenstück der „Strippkes Trekker“.*

Theaterdirektor an Fäden. Die Jungs in der Unterstufe hatten ihre helle Freude an dieser Figur – und der damalige Internatsleiter P. Dr. Herbert Schneider ofm tat den verhängnisvollen Ausspruch: ‚Wolfgang, mach‘ was daraus!‘ Das war im Frühjahr 1980. So gründete ich dann mit einer Schar Jungen der Unterstufe am 03.03.1980 das Marionettentheater ‚De Strippkes Trekker‘ (niederrheinisch für ‚Die Fadenzieher‘) [...] Im Rückblick muss ich ziemlich naiv gewesen sein – aber wenn es brennt muss man die Ideen umsetzen und darf nicht lockerlassen.“<sup>3</sup>

Das Ensemble umfasst derzeit 15 Mitglieder. Unter ihnen sind Jungen des Internates, ehemalige Schüler und deren Familien und Menschen, die durch irgendeinen Zufall zum Marionettenspiel gekommen sind und sich dieser Theaterform verschrieben haben. Das Team baut selbst die Puppen, erstellt die Requisiten, komponiert auch die Musik, in Licht- und Tonfragen gibt es hervorragende Fachleute im Ensemble.

„De Strippkes Trekker“ sind Mitglied der UNIMA (Union International de la Marionette), der Rheinischen Arbeitsgemeinschaft für Puppenspiel Aachen e.V. sowie der Landesarbeitsgemeinschaft für Figurentheater NRW.<sup>4</sup> Spielstätte ist der Palazzo Puppazzi (Palast der Puppen) im Kloster-Kultur-Keller des Vossenacker Franziskanerklosters. In dieser hauseigenen Spielstätte wird geprobt, hier finden in dichter Atmosphäre die Aufführungen statt.<sup>5</sup>

Mit einer Reisebühne kann das Ensemble auch auf Tour gehen, es hat u.a. schon in Berlin, Augsburg, Aachen, Düsseldorf, Karlsruhe und in Luxemburg gastiert. Es wirkt bei Katholikentagen mit, spielt in Pfarrheimen und für Kulturämter. Die „Strippkes Trekker“ sind Preisträger des Fritz-Wortelmann-Preises der Stadt Bochum<sup>6</sup> und des Bürgerpreises der Gemeinde Hürtgenwald.

### **Br. Wolfgang Mauritz ofm und das Marionettenspiel**

Die Liebe zum Puppenspiel prägte sich bei Bruder Wolfgang Mauritz ofm, in Lank-Latum (Rhein-Kreis Neuss) geboren, früh aus: „Als Kind schon war ich nicht wegzukriegen vom Kasperletheater auf der Kirmes. Meine Mutter stammte aus Ostpreußen und war nach dem Krieg als Flüchtling in Hameln gelandet. Sie wurde Verkäuferin im Spielzeugladen und hat mir vorgeschwärmt, wie sie vor Weihnachten die Schaufenster mit Puppen und Steiff-Tieren dekorierte. Das waren Theaterszenarien im Kleinen. Mein Vater baute für mich eine Kasperlebühne. Die Köpfe meiner ersten Puppen habe ich heute noch.“<sup>7</sup>

Im Vossenacker Internat fiel Wolfgang Mauritz, mittlerweile Bruder Wolfgang, eine Anleitung zum Bau einer Marionette in die Hände. Es war faszinierend, selber ein Gesicht zu formen. „Die Puppe guckte mich an. Ich hatte selbst etwas geschaffen! Professor Kurzweil war geboren.“ Angespornt vom damaligen Internatsleiter Pater Herbert hat dann die Puppen-



*Wolfgang Mauritz ofm mit einer seiner Marionetten im Hintergrund.*

spielerei begonnen. „Zunächst habe ich mit einer kleinen Gruppe Internatsschüler improvisiert, mit Zehn- bis Zwölfjährigen. Wir spielten mit bemalten Kochlöffeln, bis die Schüler den Wunsch äußerten, Marionetten zu bauen. Also schufen wir die Puppen zu unserem ersten Stück ‚Der kleine Khadi‘ nach einem Märchen aus 1001 Nacht.“<sup>8</sup>

Das Puppenspiel nahm in Vossenack seinen Lauf: „Wir schrieben ein Stück, bauten 14 Figuren, und erstellten in der Klosterschreinerei eine imposante Holzbühne, sehr schwer und sehr unhandlich – aber im Schwung der Begeisterung machte das alles nichts aus. Wir durften im September 2007 in ein eigens für uns

hergerichteter Theater umziehen [...] Auch wenn das Theaterchen Palazzo Puppazzi nur 55 Plätze bietet ist die Atmosphäre bei jedem unserer Spiele sehr dicht, und der Funke springt immer auf die jungen und älteren Zuschauer über.“<sup>9</sup>

Am 24. November 2012 wurde der Puppenspieler Br. Wolfgang mit der „Spielenden Hand“ des Verbands Deutscher Puppentheater (VDP) im Rahmen des Figurentheaterfestivals ‚herbst-speci-spectacel‘ in Vossenack ausgezeichnet.

1990 fand zum ersten Mal das Vossenacker Puppentheaterfestival ‚Pupparium Spectaculum‘ statt. Das Vossenacker Festival zählt zu den stimmungsvollsten Festivals des deutschen Figurentheaters.<sup>10</sup> Bruder Wolfgang geht es nicht nur darum, seinem Hobby zu frönen. Beim Marionettentheater werde vielmehr etwas gemeinsam geschaffen, „das Spuren hinterlässt – auch im eigenen Leben“. Denn mit den Puppen könne er auch Erwachsenen „Botschaften vermitteln, die ich so als Wolfgang Mauritz nicht vermitteln könnte“, könne er Menschen zum „Weinen, Lachen und Nachdenken bekommen“, etwa mit Stücken wie „Der kleine Prinz“ oder „Nudo“. Puppenspiel ist für den Franziskaner deshalb weit „mehr als Tri-tra-trullala“ – eine „ganz eigene Kunst- und Theaterrichtung“, wie er voller Überzeugung sagt.<sup>11</sup>

### **Repertoire der „Stripkes Trekker“**

Die ersten, selbst entwickelten Stücke waren „Die Jünger Jesu“, der Krimi

„Englisch klaut es sich am besten“ sowie ein Spiel über das Leben der seligen Franziska (Selige Franziska Schervier, Aachen 1819–1876, Gründerin der Armen-Schwwestern vom Heiligen Franziskus), geschrieben für den Eifelfrauentag, also für ein Erwachsenenpublikum: „Auf einer zweigeteilten Bühne spielte sich in einem Teil das Leben der Franziska zu ihrer Zeit ab, auf der anderen Seite das einer modernen Familie. Die Frage, die sich das Publikum stellen sollte: Was ist Nachfolge?“<sup>12</sup>

Das derzeitige ständige Repertoire umfasst fünf Stücke:<sup>13</sup> *Alles aus Herr Nikolaus?* (Autorin: Angelika Pauels, für Kinder ab fünf Jahren): „Nikolaus bereitet sich wie in jedem Jahr auf Weihnachten vor. Doch

diesmal stößt er auf unerwartete Probleme. Ob der Nikolaus die Schwierigkeiten bewältigen wird?“

*Der kleine Prinz* (Autor: Antoine de Saint Exupéry, für Menschen ab zwölf Jahren): „In unserer Fassung des Kleinen Prinzen gelingt es uns immer wieder neu, das Wesentliche dieses faszinierenden Buches durchscheinen zu lassen. Da Mensch und Marionette im Zusammenspiel fast unlösbar verwoben sind, gewinnt die Inszenierung eine ungeahnte Dichte. Worte werden zu Bildern, die sich den Zuschauern tief einprägen. Jede Aufführung ist auch für die Puppenspieler stets eine neue Herausforderung, die ihren eigenen Reiz, ihre eigene Lebendigkeit entwickelt, – ein immerwährender Ansporn. Die

#### Szene aus „Alles aus Herr Nikolaus?“





*Szenen aus dem Stück über Franz von Assisi: Der Heilige im Gespräch mit einem Schmetterling und mit dem Sultan.*

Musik von Franco Nuvoloni und die ausgewählte Lichtmalerei unterstreichen die feine Poesie dieses Klassikers.“

*Können Fische singen?* (Autorin: Angelika Pauels; für Kinder ab sechs Jahren): „Lisa hat am Strand den wertvollen Ring ihrer Mutter verloren. Mit Hilfe von Robbi, dem Seehund, und dank der Zauberkünste einer Wasserhexe erlebt sie auf der Suche nach dem Ring aufregende Abenteuer in den Tiefen des Meeres. Die Zuschauer können mit Lisa nicht nur die phantastische Tierwelt unter Wasser entdecken, sondern dürfen auch merkwürdige Unterwasser-Künstler bewundern. Doch auch gefährliche Wesen treiben dort ihr böses Spiel. Wird Lisas Suche gut ausgehen ... und kommt der wunderbare Gesang wirklich von den Fischen?“

*Rumpelstilzchen* (Autor: Br. Wolfgang Mauritz ofm, nach Gebr. Grimm; ab fünf Jahren): „... heiße ich Hinz? ... oder heiße ich etwa Kunz? Rumpelstilzchen, das alte Märchen der Gebrüder Grimm in einer

Fassung für das Marionettentheater umgeschrieben von Br. Wolfgang Mauritz ofm. Axelkraxel, ein Rabe und Märchenfreund geht ins Theater. Ins Puppentheater – und erlebt mit einem Märchenerzähler die Geschichte der Marie-Theres, einer einfachen Müllerstochter. Der Hochmut und die irrwitzige Angeberei ihres Vaters, des Müllers, bringt sie in eine gefährliche und beängstigende Lage. Sie soll Stroh zu Gold spinnen. Ob das gut geht? Ob diese Geschichte ein fröhliches Ende nimmt? Der Rabe Axelkraxel jedenfalls macht es dem Märchenerzähler ganz schön schwer – denn er ist aufgeregt und so schrecklich neugierig.“<sup>14</sup>

### **Das Marionettenspiel über den hl. Franziskus**

NUDO – Franz von Assisi (Autor: Br. Wolfgang Mauritz ofm; für Jugendliche und Erwachsene)

Das Marionettenspiel führt den Zuschauer nach Assisi im 13. Jahrhundert. Der Adel ist verarmt, die Händler sind nun reiche Bürger und bestimmen das Leben

der Stadt. Der Sohn des reichen Tuchhändlers Pietro Bernadone „inszeniert einen Skandal, der bis heute wirkt. Nudo ist italienisch und bedeutet ‚nackt, entblößt‘.“ In der Inszenierung wird nicht nur dieser Skandal auf die Bühne gebracht: „Die ‚Entblößung‘, die komplette Umkehr eines jungen Mannes wird in verschiedenen Bildern zu einem Lebensentwurf, zu einer Gestalt der Geschichte, die uns bis in die heutige Zeit hinein fasziniert und bewegt.“<sup>15</sup>

Das Stück bringt biografische Elemente in einer Rückschau auf die Bühne, beschränkt sich in neun Szenen aus dem Leben des Heiligen auf entscheidende Ereignisse.<sup>16</sup> Diese werden im Stück durch das Gespräch zwischen Franziskus (Puppe/Puppenspieler) und dem jungen Franziskaner Angelo thematisch eingeführt, anschließend durch das Marionettenspiel vertieft.<sup>17</sup>

Zu den inhaltlichen Höhepunkten gehört das Gespräch zwischen dem Sultan Al-Kamil und dem Heiligen: „Franziskus bittet in aller Demut um Verzeihung für die Greuelthaten der Kreuzritter und eröffnet so den Raum für einen wirklichen Dialog. Er wird den Sultan nicht bekehren. Sie entdecken in Gott, der die Liebe ist, eine gemeinsame Ebene der Begegnung.“

Visueller Höhepunkt ist die Berufungsszene in San Damiano: „Das zunächst unmerkliche Kreuzbild beginnt allmählich von innen her zu leuchten. Zuletzt schwebt vom Licht durchstrahlt nur noch der Korpus im Dunkeln und bebildert das

Gebet von Franziskus: ‚Herr, erleuchte die Finsternis meines Herzens.‘ All das berührt Gedanken und Herz.“

Zwischen den Episoden geben Musikstücke dem Publikum die Möglichkeit, sich eine kurze Pause zum Nachdenken zu gönnen. Gerd Hachmer, Musiklehrer des Franziskus-Gymnasiums Vossenack, komponierte für ‚NUDO‘ diese Stücke, die schließlich im „Sonnengesang“ münden. Unter den Klängen einer ruhigen Weise treten alle Puppenspieler neben die Franziskusfigur. Angelo hat „die Figur liebevoll abgelegt. Kerzen brennen um die Gestalt.“

Br. Wolfgang Mauritz ofm über die Entstehung dieses Heiligenspiels: „Sommer 1997: Ein Beginnen ... Was tue ich da? Ich sitze am Strand – vor mir das Meer, Wellen, Wind, Sonne und vorbeifliegende Wolkenfetzen und ich versuche, ja erdreiste mich, das Leben des Franz von Assisi facettenhaft für ein Marionettentheater zu bearbeiten. Es kann und es will nur ein Versuch sein, zaghaft – zweifelnd – auch ängstlich und scheu, denn es haben schon viele Großen diesen Poverello beschrieben, besungen und ‚be’dichtet‘, es gibt Filme und Hörspiele. Warum jetzt auch noch das Spiel mit der Figur am Faden? Und warum gerade ich? Weil Francesco mich fasziniert und weil ich seit über 20 Jahren am Faden hänge! Da kommt etwas zusammen – da beginnt etwas zu schwingen. Schwingen Sie mit ein in den Rhythmus von Fragen und Zweifeln – von Schöpfung und Erkennen – zum ewigen Lieben! Jetzt, 15 Jahre später ist es endlich soweit. Die Marionet-



*Szene aus Nudo, Tod des Franziskus unter „seinen“ Franziskanern.*

ten sind modelliert, gebaut und bekleidet. Der Text ist in all den Jahren gewachsen. Die Requisiten sind fast alle fertig – die ersten Proben laufen, der Komponist ist bei der Arbeit und Licht und Ton werden installiert. Am 16. März 2013 soll nun endlich Premiere sein. NUDO ‚Franz von Assisi‘ auf der Marionettenbühne der Stripkes Trekker. Es ist vollbracht!“<sup>18</sup>

Bruder Wolfgang möchte die Geschichte dieses Mannes für die Menschen erzählen, die Franziskus nicht kennen. Sein Anliegen ist es, „den Menschen Franziskus näher zu bringen, so wie ich ihn sehe. Nicht nur seine Biografie, sondern auch das Warum und Wieso. Dieses Vermitteln, das ist das, was die Menschen brauchen.“<sup>19</sup>

Das Puppenspiel umreißt die großen Themen dieses einfachen Lebens, „mutiges Ringen mit den Fragen des Lebens und Glaubens, Radikalität und Solidarität, Demut und immer wieder die Liebe zu Gott, den Menschen und der Schöpfung.“<sup>20</sup>

Am 16. März 2013 erlebte das Franziskusspiel seine Uraufführung – drei Tage zuvor war der Argentinier Jorge Maria Bergoglio zum Papst gewählt worden und hatte den Namen Franziskus angenommen. Ihm dedizierten die „Stripkes Trekker“ das Franziskusspiel: „Wenn drei Tage vor der Premiere der Marionetteninszenierung NUDO – Franz von Assisi der neugewählte Papst sich den Namen Franziskus gibt“, schreibt Br. Wolfgang im Vorwort zum Bildband „NUDO“ (2015), „ist dies sicherlich kein Zufall. Unsere Zeit braucht Vorbilder, die sich den Menschen zuwenden, die sich der Armen und Geringsten in unserer Welt annehmen. Dies tat damals im 13. Jahrhundert Franziskus von Assisi



*Szene aus „Nudo“: Franziskus beim Papst.*

in absoluter Radikalität. Dies geschieht heute durch Papst Franziskus in vorbildlicher Weise. Darum widmen wir – in aller Demut und Bescheidenheit – unser Buch dem Heiligen Vater, Papst Franziskus, im Wissen um sein großes Herz für alle Menschen dieser Welt.“<sup>21</sup>

### „Auf nach Bethlehem“ – die Vossenacker Marionettenkrippe

Seit 1980 baut Br. Wolfgang Mauritz oft auch eine Marionettenkrippe auf. Inzwischen bevölkern über 40 Marionetten diese Krippendarstellung, alle Figuren „hängen an Fäden, die meisten sogar am Spielkreuz – bis auf eine Figur, die diese Fäden nicht nötig hat – dies ist das neugeborene Kind, Jesus, der Sohn Gottes – bei uns dargestellt als hilfloses Baby. Zu

diesem Kind eilen all unsere Marionetten aus den unterschiedlichsten Inszenierungen. Da ist der Clown, der die Menschen zur Fröhlichkeit anhält und selber so traurig und einsam ist. Da ist der Geograph, der alles notiert und festhält, aber zu festgefahren ist, um selbst die Welt kennen zu lernen. Da ist der kleine Junge, der dem Jesuskind einen Apfel anbietet. Da ist der Gelehrte Dr. Johannes Faust, der alles studiert hat, aber den Glauben an Gott verloren hat. Auf der Brücke steht das ‚königliche Gesocks‘ – gleichbedeutend mit vielen Jugendlichen unserer Zeit, prunkvoll in ‚Markenklamotten‘ gekleidet, überheblich und arrogant – und doch auf dem Weg zum Kind im Stall. Unser ‚Stall‘ hat zwar einige Attribute eines armen Stalles und doch sind da Kirchenmauern

*Krippenspiel als Marionettentheater.*



und ein echtes Kirchenfenster zu finden. Dieses Jesuskind ist Eckstein einer Kirche, die auch nach über 2000 Jahren den Menschen die Frohbotschaft kündigt.“

Mit der Krippendarstellung „sprechen wir sehr viele Menschen an, ja ganze Busgesellschaften reisen deswegen an.“<sup>22</sup> Von Heilig Abend bis nach Dreikönig ist die Marionettenkrippe in der Krypta des Franziskanerklosters Vossenack zu besichtigen.<sup>23</sup>

## Anmerkungen

- 1 Nach der Premiere (<http://www.de-strippkes-trekker.de/index.php?id=85>; letzter Zugriff: 13.10.2015)
- 2 Zu Begriffsdefinitionen und historischen Periodisierungen von Puppen-/Marionetten-/Figurenspiel siehe maßgeblich Gerd Taube: Puppenspiel als kulturhistorisches Phänomen. Vorstudien zu einer „Sozial- und Kulturgeschichte des Puppenspiels“. (Theatron, 14) Tübingen 1995, bes. 144ff. Zum volkswissenschaftlichen puppenspielhistoriographischen Kontext siehe ebd., S. 36ff.; Johannes Moser: Das Marionettenspiel und seine volkswissenschaftliche Erforschung in Sachsen. In: Johannes Moser, Lars Rabehn und Sybille Scholz (Hg.): „Mit großer Freude greif ich zur Feder“. Autobiographische und biographische Zeugnisse sächsischer Marionettenspieler. (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, 5) Dresden 2006, S. 7–12. – Zur Historiographie von Puppen-/Marionettenspielen über Heilige siehe z.B. Ernst-Frieder Kratochwil: Deutsches Puppen- und Maskenspiel seit 1900. Berlin 2015, passim; Ines Köhler-Zülich: Puppentheater. In: Enzyklopädie des Märchens 11 (2004), Sp. 45–63, hier Sp. 52. Zur Vermittlung von Heiligenleben im aktuellen Puppen-/Marionettenspiel siehe Alois Döring (in Vorbereitung)
- 3 Br. Wolfgang Mauritz ofm, Simon Düring (Hg.): Marionettentheater De Strippkes Trekker. Hürtgenwald-Vossenack 2005; S. 9ff; Auszüge aus einer Mitteilung von Br. Wolfgang Mauritz ofm an Caroline M. Weber, Köln, 2015
- 4 30 Jahre Marionettentheater DE STRIPPKES TREKKER ([http://www.infag.de/seiten/doku.php/startseite\\_10\\_Puppentheater](http://www.infag.de/seiten/doku.php/startseite_10_Puppentheater); letzter Zugriff: 13.10.2015). Die Landesarbeitsgemeinschaft NRW mit ihrer regionalen rheinischen Arbeitsgemeinschaft ist der UNIMA angeschlossen. Diese ist die weltweit älteste und am weitesten verbreitete Theatervereinigung. Im Sinne der UNESCO verfolgt sie das Ziel, die Puppenspiel- und Figurentheaterkunst sowohl zwischenmenschlich als auch im Miteinander der Völker einzusetzen. ([https://de.wikipedia.org/wiki/Union\\_Internationale\\_de\\_la\\_Marionnette](https://de.wikipedia.org/wiki/Union_Internationale_de_la_Marionnette); letzter Zugriff: 05.12.2015)
- 5 <http://www.mdst.de/index.php?id=55> (letzter Zugriff: 05.12.2015); <http://www.unima.de/> (letzter Zugriff: 05.12.2015)
- 6 Der Fritz-Wortelmann-Preis ist ein bedeutender Bochumer Kunst- und Kulturpreis. 1959 wurde er als „Preis der Stadt Bochum für Laienpuppenspiel“ erstmals ausgelobt. Siehe [http://www.fidena.de/publish/viewfull.cfm?objectId=d76c0d7b\\_0e39\\_b4e8\\_e086d-](http://www.fidena.de/publish/viewfull.cfm?objectId=d76c0d7b_0e39_b4e8_e086d-)

## Über die Zukunft des Vossenacker Marionettentheaters

„Wenn ich nun auf über 35 Jahre Strip-pkes Trekker zurückschaue“, so bilanziert Br. Wolfgang, „haben schon viele tausend Zuschauer unsere Spiele gesehen, haben wir vielen kleinen und großen Menschen strahlende Augen in die Gesichter gezaubert, haben wir nachdenklich und fröhlich gestimmt“. Und sein Blick in die Zukunft: „So wird es auch weiterhin unsere Aufgabe sein, die Bretter dieser Theaterwelt zu bespielen und Menschen glücklich zu machen.“<sup>24</sup>

- 3d72611297a (letzter Zugriff: 05.12.2015)
- 7 Mitteilung Br. Wolfgang Mauritz ofm (wie Anm. 3)
  - 8 Br. Wolfgang Mauritz ofm, Simon Düring (wie Anm. 3), S. 9–10
  - 9 Mitteilung Br. Wolfgang Mauritz ofm (wie Anm. 3); 30 Jahre Marionettentheater DE STRIPPKEs TREKKER ([http://www.infag.de/seiten/doku.php/startseite\\_10\\_Puppentheater](http://www.infag.de/seiten/doku.php/startseite_10_Puppentheater); letzter Zugriff: 5.12.2015)
  - 10 Siehe Br. Wolfgang Mauritz ofm, Simon Düring (wie Anm. 3), S. 14; Ehrung für den franziskanischen Puppenspieler Bruder Wolfgang ([http://www.franziskaner.de/Singleview.85.0.html?&tx\\_ttnews%5Btt\\_news%5D=1187&tx\\_ttnews%5BbackPid%5D=85&cHash=c02e8492dd485204bdfbc576ea37671b](http://www.franziskaner.de/Singleview.85.0.html?&tx_ttnews%5Btt_news%5D=1187&tx_ttnews%5BbackPid%5D=85&cHash=c02e8492dd485204bdfbc576ea37671b); letzter Zugriff: 13.10.2015)
  - 11 <http://www.katholisch.de/aktuelles/aktuelle-artikel/strippezueher-im-kloster> (letzter Zugriff: 13.10.2015)
  - 12 Br. Wolfgang Mauritz ofm, Simon Düring (wie Anm. 3), S. 11
  - 13 <http://www.de-strippkes-trekker.de/index.php?id=geschichte> (letzter Zugriff: 13.10.2015)
  - 14 <http://www.de-strippkes-trekker.de/index.php?id=repertoire> (letzter Zugriff: 13.10.2015)
  - 15 Marionettentheater De Strippkes Trekker präsentiert: „NUDO. Franz von Assisi“ (Infolyer). – Zu dem Marionettenspiel ist auch der Fotoband erschienen: NUDO. Franz von Assisi. Ein Puppenspiel. ©Urhebergemeinschaft Wolfgang Mauritz ofm, Simon Düring, Wolfgang Rosen. Herausgeber DER BÜHNENHÖRSPIELER Wolfgang Rosen, Alsdorf. Druck und Verlag epubli GmbH, Berlin 2015. – Siehe auch „Puppenspiel: Der Heilige Franz von Assisi auf Augenhöhe“ (<http://www.aachener-zeitung.de/lokales/stolberg/puppenspiel-der-heilige-franz-von-assisi-auf-augenhoehe-1.806411>; letzter Zugriff: 13.10.2015)
  - 16 Franciscus nudus. Nudo – Franz von Assisi. Infolyer ([http://www.pro-lingua-latina.de/index\\_html\\_files/Franziskus.pdf](http://www.pro-lingua-latina.de/index_html_files/Franziskus.pdf); letzter Zugriff 05.12.2015)
  - 17 Die Szenen: Die Schlacht bei Collestrada – Im Hause Bernardone – Vor dem Bischof – San Damiano – Begegnung mit dem Aussätzigen – Chiara – Audienz beim Papst – Austausch mit dem Sultan – Portiunkula. (Franciscus nudus. Infolyer (wie Anm. 16) Die folgenden Zitate aus Michael Blasek OFM: „NUDO“ – ein nacktes, bloßes Leben. In: Blickpunkt. Franziskus-Stiftung. Ausgabe Juli 2014
  - 18 [http://www.mdst.de/index.php?id=nudo-franz\\_von\\_assisi](http://www.mdst.de/index.php?id=nudo-franz_von_assisi) (letzter Zugriff: 13.10.2015)
  - 19 Br. Wolfgang Mauritz ofm, Simon Düring (wie Anm. 3), S. 15
  - 20 Michael Blasek OFM: „NUDO“ (wie Anm. 17)
  - 21 Vorwort zu dem Buch NUDO (wie Anm. 15) sowie zu dem Infolyer Franciscus nudus (wie Anm. 15)
  - 22 Mitteilung Br. Wolfgang Mauritz ofm (wie Anm. 3)
  - 23 [http://www.mdst.de/index.php?id=die\\_krippe](http://www.mdst.de/index.php?id=die_krippe) (letzter Zugriff: 13.10.2015)
  - 24 Mitteilung Br. Wolfgang Mauritz ofm (wie Anm. 3)

# Dialekt am Dreiländereck

Dialektgebrauch, Dialektbewertung und Dialektstruktur in Vaals (NL), Gemmenich (B) und Laurensberg (D)

von Sanne Hoffman

Am Dreiländereck bei Aachen liegen drei Orte eng beieinander: das niederländische Vaals, das belgische Gemmenich und das deutsche Laurensberg. Die Dialekte dieser drei Orte sind ursprünglich verwandt, allerdings zeigen sich in den drei betroffenen Ländern ganz unterschiedliche Entwicklungen. In Vaals, Gemmenich und Laurensberg wird na-

türlich (noch immer) Dialekt gesprochen, aber hinsichtlich der Gebrauchswerte, der Wertschätzung dieser „eigenen Sprache“ und der Struktur des Dialekts zeigen sich beträchtliche Unterschiede. Wir möchten diese Unterschiede darstellen, wobei wir nicht zuletzt die Differenzen zwischen älteren und jüngeren Dialektsprechern betrachten wollen. Ist es tatsächlich so, dass

*Die drei Untersuchungsorte und ihre Lage im Sprachraum.*



ältere Menschen häufiger Dialekt sprechen, den Dialekt mehr schätzen und auch mehr originale Dialektwörter verwenden? Zeigen sich beim Vergleich zwischen den drei Ländern dabei Unterschiede?<sup>1</sup>

Obwohl die drei Dialekte eng beieinander liegen, gehören sie nicht zu derselben Dialektgruppe (s. van de Wijngaard/Keulen 2007). Das *Vaolser Platt* (Vaals) und das *Öcher Platt* (Laurensberg) werden zu den ripuarischen Dialekten gerechnet, während das *Jömelejer Platt* (Gemmenich) zu den niederfränkischen Dialekten gehört (s. Karte). Ein aus niederländischer Sicht auffallendes Kennzeichen des Ripuarischen ist, dass bestimmte Wörter wie im Deutschen anstelle eines *k* ein *ch* haben. Das niederländische *maken* wird beispielsweise *mache* ausgesprochen. Sprachen, die sich durch dieses Merkmal auszeichnen, sind östlich der so genannten „Benrather Linie“ zu finden. Ripuarisch ist ferner das *f* in *kruffe* (niederländisch *kruipen*, ‚kriechen‘) und das *ts* (geschrieben *z*) in *Ziet* (niederländisch *tijd*); *ch*, *f* und *ts* sind Ergebnisse der so genannten „Hochdeutschen Lautverschiebung“. In den niederfränkischen Dialekten (westlich und nördlich der Benrather Linie), so in Gemmenich, ist *make*, *kruppe* und *Tied* zu hören.

### Untersuchungsfragen und -methoden

Die zentralen Faktoren dieser Dialektuntersuchung waren „Ort“ und „Lebensalter“. Mit „Ort“ ist der Wohnort der betreffenden Informanten gemeint, also Vaals,

Gemmenich und Laurensberg. „Alter“ bezieht sich auf die Altersgruppen, denen die Befragten angehören. Insgesamt wurden für jeden Ort etwa fünf ältere und fünf jüngere Informanten gesucht. Dialektsprecher zwischen 18 und 40 Jahre wurden zu den „Jüngeren“ gerechnet, Sprecher im Alter von 60+ zu den „Älteren“. Die damit korrespondierenden Erhebungsfragen lauteten:

Ort: Gibt es Unterschiede zwischen den verschiedenen Orten? Falls ja: welche?

Alter: Gibt es Unterschiede zwischen der älteren und der jüngeren Generation Dialektsprecher in Vaals, Gemmenich und Laurensberg? Falls ja: welche?

Die Untersuchung war dreigeteilt und richtete sich auf den Dialektgebrauch, die Dialektbewertung und die Dialektstruktur. Für die beiden ersten Teile wurde ein schriftlicher Befragungsbogen entworfen. Die Untersuchung zur Dialektstruktur geschah mit Hilfe einer Wortliste, die 63 häufig vorkommende Wörter enthielt, welche von den Befragten mündlich aus der jeweiligen Standardsprache in ihren eigenen Dialekt übersetzt werden mussten.

Die Informanten wurden nach dem Dialektgebrauch in ganz unterschiedlichen Situationen gefragt: mit ihren Eltern, Kindern, Freunden und Kollegen, mit Mitarbeitern des örtlichen Supermarktes, mit dem Hausarzt und mit Unbekannten im eigenen Wohnort. Unterschieden wurde dabei zwischen formellen und informellen

Situationen. Formelle Gesprächssituationen betreffen die Kollegen und den Hausarzt, während die übrigen Gespräche der informellen Sphäre angehören.

Die Einstellungen gegenüber dem Dialekt wurden geprüft, indem den Informanten insgesamt elf Aussagen vorgelegt wurden, bei denen sie eine der Antwortvorgaben „völlig einverstanden“, „weitgehend einverstanden“, „weder noch“, „eher nicht einverstanden“ und „überhaupt nicht einverstanden“ wählen konnten. Bei den fünf ersten Aussagen wurde ein Vergleich zwischen dem jeweiligen Dialekt und der am Ort verwendeten Standardsprache angestellt:

1. Der Dialekt von <Ortsname> ist schöner als <die Standardsprache>.
2. Der Dialekt von <Ortsname> hört sich freundlicher als <die Standardsprache> an.
3. Der Dialekt von <Ortsname> hört sich herzlicher als <die Standardsprache> an.
4. Der Dialekt von <Ortsname> hört sich selbstbewusster als <die Standardsprache> an.
5. Der Dialekt von <Ortsname> hört sich intelligenter als <die Standardsprache> an.

Bei der sechsten Aussage wurde kein Vergleich zwischen beiden Sprachformen angestellt, sondern gefragt, ob die Informanten der Ansicht waren, dass ihr eigener Dialekt nicht verlorengehen dürfe. Die Formulierung lautete:

6. Der Dialekt von <Ortsname> darf nicht verlorengehen.

Im dritten Teil der Untersuchung (Dialektstruktur) wurde den Informanten eine Wortliste in ihrer jeweiligen Standardsprache vorgelegt, die sie in den Dialekt übersetzen mussten. Die von ihnen genannten Dialektwörter wurden im Anschluss mit den originalen Dialektwörtern verglichen. Dabei wurde auch die Verwendung von Wörtern aus der betreffenden Standardsprache analysiert.

Die Bestimmung der Standardsprache war für Vaals (Niederländisch) und Laurensberg (Deutsch) leicht zu leisten. In Gemmenich wird allerdings viel Deutsch gesprochen, obwohl das Französische die offizielle Standardsprache in diesem Ort ist. In Absprache mit der Kontaktperson in Gemmenich, die zugleich Mitautor des dortigen Dialektwörterbuches ist, wurden sowohl eine französische als auch eine deutsche Wortliste zusammengestellt.

## Hypothesen und Resultate

Auf der Grundlage bereits vorliegender Publikationen zum Dialekt an der Grenze (hier vor allem Gerritsen 1999, Giesbers 2008 und Saksens 2009) wurden verschiedene Hypothesen formuliert. Hinsichtlich des Dialektgebrauchs wurde die Erwartung formuliert, dass die DialektsprecherInnen in Vaals am häufigsten, die Menschen in Laurensberg am seltensten Dialekt sprechen; für Gemmenich wurde eine mittlere Position erwartet. Eine wei-

tere Hypothese betraf das Lebensalter: Hier war zu erwarten, dass die ältere Generation den Dialekt häufiger verwenden würde als die jüngere Generation.

In den Untersuchungsergebnissen wurde die erste Hypothese bestätigt. Dialektsprecher aus Vaals scheinen tatsächlich in den meisten Situationen am häufigsten Dialekt zu sprechen. Es folgte Gemmenich, dann Laurensberg. Dabei muss angemerkt werden, dass der Unterschied zwischen den in Laurensberg und in Gemmenich Befragten größer ist als zwischen den Vaalser und den Gemmenicher Dialektsprechern. Die deutschen Informanten scheinen, ausgehend von diesen Ergebnissen, bedeutend weniger Dialekt zu sprechen als die Sprecher an der anderen Seite der Grenze. Mit Blick auf die zweite Hypothese (Faktor Lebensalter) zeigte sich, dass die älteren Sprecher in allen drei Orten in den meisten Situationen mehr Dialekt verwenden als die jüngeren. Das Verhältnis ist allerdings nicht überall dasselbe: In Laurensberg ist der Abstand zwischen der älteren und der jüngeren

Generation größer als in Vaals und Gemmenich.

Die Tabelle (Tabelle 1) enthält eine Zusammenfassung der Resultate. Die Ziffer 3 bedeutet, dass der Informant „immer“ mit der betreffenden Zielgruppe Dialekt spricht; 2 steht für „oft“, 1 für „manchmal“ und 0 für „nie“.

Hinsichtlich der Dialektbewertung lautete die Erwartung, dass man in Vaals die positivsten Einstellungen zum Dialekt haben würde, in Laurensberg die am wenigsten positiven Einstellungen. Für Gemmenich wurde eine Zwischenposition erwartet. Das Lebensalter, so eine weitere Hypothese, sollte sich in der Weise niederschlagen, dass die Älteren den Dialekt mehr schätzen als die Jüngeren.

Da viele Informanten hier die Antwortvorgabe „weder noch“ ankreuzten, war es schwierig, zu eindeutigen Folgerungen zu kommen. Immerhin kann festgestellt werden, dass die erste Hypothese teilweise bestätigt wurde: Dialektsprecher aus

	Gemmenich	Vaals	Laurensberg
mit Ihren Eltern	2,33	2,50	1,56
mit Ihren Kindern	1,55	2,30	0,88
am Arbeitsplatz	0,78	1,40	1,56
mit Freunden	1,89	2,80	1,56
im örtlichen Supermarkt	2,00	2,60	0,89
mit Ihrem Hausarzt	0,00	2,00	0,44
mit einem Unbekannten im eigenen Wohnort	1,00	0,90	0,11
gesamt	9,55	14,50	7,00

Vaals urteilen am positivsten über ihren Dialekt. Es folgen, ohne großen Abstand, die Sprecher aus Laurensberg und als letzte die aus Gemmenich. Beim innerörtlichen Vergleich zeigte sich, dass nur in Vaals die ältere Generation tatsächlich positivere Einstellungen gegenüber dem Dialekt aufwies als die jüngere Generation. In Gemmenich ergab sich dagegen ein genau umgekehrtes Verhältnis. Für Laurensberg ließ sich in diesem Punkt kein eindeutiges Ergebnis ermitteln.

Die folgende Tabelle (Tabelle 2) enthält die Ergebnisübersicht für die Dialekteinstellungen. Eine 4 steht für „völlig einverstanden“, 3 für „weitgehend einverstanden“, 2 für „weder noch“, 1 für „eher nicht einverstanden“ und die 0 für „überhaupt nicht einverstanden“.

Beim Vergleich der Resultate für den Dialektgebrauch und die Dialektbewertung zeigt sich, dass die Sprecher des Vaalser Dialekts in beiden Untersuchungsteilen die höchsten Werte hatten. Die niederländischen Informanten sprechen im Vergleich zu den in Belgien und in Deutschland Befragten am häufigsten Dialekt und schätzen ihn laut eigener Angaben am meisten. Auf den zweiten Platz kamen in

puncto Dialektverwendung die Gemmenicher, bei den Spracheinstellungen die Vaalser. Der Zusammenhang zwischen Dialektgebrauch und Dialektbewertung wird in dieser Studie also nur sichtbar bei derjenigen Gruppe, die in beiden Kategorien das höchste Resultat hatte. Saksens (2009), die in ihrer Arbeit zum Dialekt an der niederländisch-deutschen Grenze ebenfalls beide Kategorien verglich, kam zu einem vergleichbaren Resultat.

Die Dialektstruktur bildete den dritten und letzten Teil der Untersuchung in Vaals, Gemmenich und Laurensberg. Es wurde erwartet, dass die Informanten aus Vaals die meisten Dialektwörter und die Sprecher aus Laurensberg die wenigsten Dialektwörter richtig übersetzen würden und dass die Informanten aus Gemmenich sich zwischen beiden Gruppen wiederfinden würden. In Bezug auf das Lebensalter wurde von der Erwartung ausgegangen, dass die Älteren mehr Dialekt und weniger Standardsprache als die Jüngeren gebrauchen würden.

Im Ergebnis zeigte sich, dass die Dialektsprecher aus Gemmenich und Vaals viele Wörter aus ihrem Dialekt kannten: 84 % bzw. 78 % aller dort übersetzten

	Gemmenich	Vaals	Laurensberg
Dialekt schöner als St.	1,66	3,40	3,45
Dialekt freundlicher als St.	1,88	2,30	2,56
Dialekt herzlicher als St.	1,65	2,60	3,11
Dialekt selbstbewusster als St.	1,89	3,30	1,88
Dialekt intelligenter als St.	1,44	2,20	1,88
gesamt	8,52	13,80	12,88

Wörter waren richtig. Der Prozentsatz in Laursberg lag niedriger: 57%. Auch nannten die deutschen Befragten beim Übersetzen der Wortliste im Vergleich zu den Niederländern und Belgiern die meisten Wörter aus der Standardsprache. Sie verfielen also vergleichsweise häufiger auf die Standardsprache, wenn sie das originale Dialektwort nicht so rasch nennen konnten. Die zweite Hypothese (Auswirkung des Lebensalters) konnte bestätigt werden. Die älteren Dialektsprecher nannten mehr richtige Dialektwörter und weniger Bezeichnungen aus ihrer Standardsprache. In Gemmenich war der Unterschied am geringsten, in Laursberg am größten.

Die dritte Tabelle fasst die Ergebnisse für den Untersuchungsteil Dialektstruktur, aufgeteilt nach Altersgruppen, zusammen.

**Ausblick**

Am Dreiländereck lässt sich also beobachten, dass die überdachenden nati-

**Literatur**

Gerritsen, M. (1999): Divergence of dialects in a linguistic laboratory near the Belgian-Dutch-German border: Similar dialects under the influence of different standard languages. In: *Language Variation and Change* 11, S. 43–66.

Giesbers, C. (2008): Dialecten op de grens van twee talen. Een dialectologisch en sociolinguïstisch onderzoek in het Kleverlands dialectgebied. Groesbeek.

Saksens, T. (2009): Funktion und Struktur zweier

	jüngere Generation	ältere Generation	gesamt
Gemmenich			
übersetzte Wörter	252 (100%)	315 (100%)	567 (100%)
originale Wörter	188 (74,60%)	256 (81,27%)	444 (78,30%)
Vaals			
übersetzte Wörter	252 (100%)	378 (100%)	630 (100%)
originale Wörter	196 (77,78%)	336 (88,89%)	532 (84,44%)
Laursberg			
übersetzte Wörter	252 (100%)	315 (100%)	567 (100%)
originale Wörter	99 (39,29%)	227 (72,06%)	326 (57,50%)

onalen Sprachentwicklungen schwerer wiegen als die geografische Nähe. Staatsgrenzen werden zu scharfen Sprachgrenzen. Im Rahmen weiterer Untersuchungen wäre es interessant, der Frage nachzugehen, wie weit die Übereinstimmungen zwischen den Dialekten von Vaals, Gemmenich und Laursberg reichen. Anhand der verwendeten Wortliste ließe sich untersuchen, ob sich der Wortschatz am Dreiländereck unter dem Einfluss der verschiedenen Standardsprachen immer weiter auseinanderentwickelt.

Grenzdialekte: Altstätte (D) und Buurse (NL). Nijmegen.

Van de Wijngaard, T./Keulen, R. (2007): De indeling van de Limburgse dialecten. In: *Riek van klank. Inleiding in de Limburgse dialecten*. Sittard, S. 15–23.

**Anmerkungen**

- 1 Mit Dank an Prof. Dr. Roeland van Hout für seine Anmerkungen zu einer ersten Version dieses Artikels.

# Limburgisch

Ein Dialekt feiert Geburtstag (2016)

von Georg Cornelissen

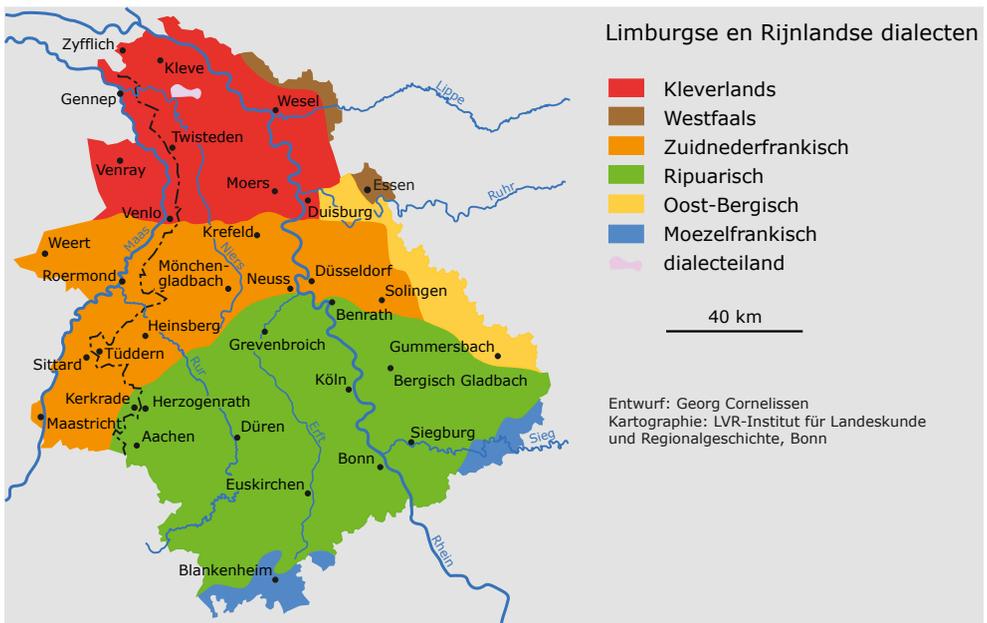
## Die niederländische Provinz Limburg

Um ganz genau zu sein: Nicht ein einzelner Dialekt, sondern eine Dialektgruppe feiert Geburtstag. Es sind die in der niederländischen Provinz Limburg gesprochenen Dialekte. Die Karte zeigt diese Provinz sowie das östlich benachbarte Rheinland (soweit es zu NRW gehört). Hauptstadt Limburgs ist Maastricht, ein Ort, der spä-

testens durch die Maastrichter Verträge (1992) im Rheinland Bekanntheit erlangt hat. Wer noch nie dort war, sollte diese schöne und interessante Stadt, die sich gern als die älteste in den Niederlanden bezeichnet, unbedingt einmal besuchen.

In Limburg hat der Dialekt einen ganz anderen Stellenwert als im Rheinland:

### *Dialektkontinua im limburgisch-rheinischen Sprachraum*



Die Frage, ob Dialekt gesprochen werden sollte, ist dort Teil des gesellschaftlichen Diskurses. Das Limburgische ist seit 1997 als Regionalsprache im Sinne der „Europäischen Charta der Regional- und Minderheitensprachen“ anerkannt, die Provinzverwaltung hat einen „Raad voor het Limburgs“ gegründet, die limburgischen Dialekte sind im Radio und im regionalen Fernsehen präsent. Im diesem Jahr, 2016, begeht man dort das „Jahr der limburgischen Dialekte“ (auf Limburgisch: „Jaor van de Limburgse dialecte“), ausgerufen von der Vereinigung „Veldeke“ (s. unten).

Es gibt zwei Provinzen namens Limburg, die zweite grenzt im Westen an die gleichnamige niederländische Provinz und gehört zu Belgien. Die Namensgleichheit hat folgenden Hintergrund. Nachdem 1815 das Königreich der Vereinigten Niederlande gegründet worden war, wurde eine Reihe von Gebieten, die im 18. Jahrhundert noch zu ganz verschiedenen Territorien gehört hatten, zu einer Provinz zusammengefasst, die den Namen „Limburg“ erhielt. Im Anschluss an die Revolution von 1830 trennte sich der Süden (das heutige Belgien) vom Norden (die heutigen Niederlande). Die neue belgisch-niederländische Staatsgrenze lief von Nord nach Süd durch die bisherige Provinz Limburg; beide Teile behielten den Namen. Hasselt und Maastricht sind die Hauptstädte.

Wenn von „Limburg“ und vom „Limburgs“ (dem „Limburgischen“) die Rede ist, kann man also nie ganz sicher sein, was gemeint ist: Die eine Provinz? Die an-

dere? Oder beide? Das große Dialektwörterbuch mit dem Titel „Woordenboek van de Limburgse dialecten“, um ein Beispiel zu nennen, deckt beide Provinzen ab; ein Teil der Daten dieses vielbändigen Werks ist im Internet verfügbar (s. Literaturverzeichnis). Im vorliegenden Aufsatz geht es ausschließlich um das Gebiet, das direkt an das Rheinland grenzt: um die niederländische Provinz Limburg. Dort sind u.a. Gennepe, Venlo, Roermond, Kerkrade und, aus rheinländischer Sicht bereits jenseits der Maas, Maastricht zu finden. Wegen der geographischen Gestalt der Provinz liegen fast alle Orte unmittelbar an der Staatsgrenze oder zumindest doch in deren Nähe.

### 90 Jahre „Veldeke“

Eigentlich feiert im laufenden Jahr auch nicht das Limburgische Geburtstag, sondern die Menschen in Limburg, die Dialekt sprechen. Ein herausragender Akteur auf der Dialektebene ist die Vereinigung Veldeke, gegründet im Jahr 1926. Veldeke ist 2016 also 90 Jahre alt geworden. Genau das ist der Anlass für das „Jaor van de Limburgse dialecte“ – Veldeke begeht ein Jahr lang das Fest seiner Gründung vor neun Jahrzehnten.

Pünktlich zum Fest erschien der 373 Seiten umfassende Band „Veldeke Limburg. 1926–2016“, geschrieben von Luc Wolters. Das erste Exemplar des Buches wurde am 21.2.2016 in Roermond dem Gouverneur der Provinz, Theo Bovens, überreicht. Zugleich wurde er zum Schirmherrn der Vereinigung Veldeke ernannt.

## Was ist – sprachlich gesehen – „Limburgisch“?

Die Dialekte des Rheinlands werden mit Hilfe der Benrather Linie und der Uerdinger Linie eingeteilt. Zieht man diese Linien, die der aus dem Rheinland stammende Dialektologe Georg Wenker im 19. Jahrhundert beschrieben hat, nach Westen durch, ergeben sich für die niederländische Provinz Limburg drei Gebiete (s. Karte): Eins liegt nördlich der Uerdinger Linie, „Kleverländisch“ (auf niederländisch „Kleverlands“) genannt. Das dritte ist südlich bzw. (aus niederländischer Sicht) östlich der Benrather Linie zu finden: Die Dialekte dort werden als „Ripuarisch“ (auf Niederländisch ebenso) bezeichnet. Der Dialektraum zwischen diesen beiden Gebieten hat nie eine griffige Bezeichnung erhalten; oft firmiert er als „Südniederfränkisch“ („Zuidnederfrankisch“).

Schon diese Gliederung legt nahe, dass das Limburgische (das Gesamt der in der Provinz Limburg gesprochenen Dialekte) ein Dialektraum mit zahlreichen Varianten ist. Vor neun Jahren (2007) gab Veldeke einen Band heraus, in dem die geographischen Varianten des Limburgischen im Mittelpunkt standen. Das Buch trug den Titel „Riek van klank“ (auf Deutsch: „Reich an Klang“). Der Untertitel lautete „Inleiding in de Limburgse dialecten“. Unter „Limburgs“ waren in diesem Fall beide Provinzen dieses Namens zu verstehen.

Zur Bedeutung der Uerdinger Linie für die Einteilung der limburgischen Dialekte wird derzeit intensiv geforscht (s. unten).

Über die Benrather Linie in Limburg war auch schon in unserer Zeitschrift (bzw. in deren Vorläuferin „Volkskultur an Rhein und Maas“) zu lesen (s. van de Wijngaard 1996).

## Limburgisch und Rheinländisch I

Die grenzübergreifende Karte führt es vor Augen: Die limburgischen Dialekte und die rheinländischen Dialekte bildeten einmal ein „Kontinuum“; die Kommunikation über den Grenzzaun hinweg war vor 100 und wohl auch noch vor 50 Jahren noch relativ problemlos möglich – mit dem Dialekt als gemeinsamer Sprache. Seitdem sind die beiden Seiten enorm auseinandergewachsen, was auf den Einfluss der jeweils überdachenden Sprache (dem Standardniederländischen – dem Standarddeutschen) zurückgeht und auch stark mit den Kommunikationsverhältnissen entlang der Staatsgrenze zusammenhängt: Limburger sprechen Dialekt vor allem mit Limburgern, Rheinländer mit Rheinländern. Der Dialekt westlich der Grenze wird also immer „limburgischer“, der Dialekt bei uns immer „rheinländischer“ (s. Cornelissen 2005).

Diese Entwicklung ist natürlich ein überaus reizvolles Thema für die Sprachforschung. Schon früh hat es Untersuchungen gegeben, die den Dialektraum auf beiden Seiten der Grenze einbezogen haben. Zu nennen ist etwa Winand Roukens' Atlas aus dem Jahr 1937 (s. Literaturverzeichnis). Roukens war über Jahrzehnte eine prägende Gestalt innerhalb der Vereinigung Veldeke, 1970 wurde er zum Ehren-

mitglied ernannt. Während Roukens' Atlas und andere grenzübergreifende Arbeiten lange Zeit auf die sprachlichen Gemeinsamkeiten ausgerichtet waren, wird seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert auch das Auseinanderbrechen des alten Dialektkontinuums in sprachwissenschaftlichen Untersuchungen thematisiert. Die Sprachabteilung des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte hat dazu verschiedene eigene Projekte durchgeführt und an Kooperationsprojekten mitgewirkt. Erwähnt seien in diesem Zusammenhang die Publikation „Nachbarland Niederland“, die 1991 als Sonderheft unserer damaligen Zeitschrift „Volkskultur an Rhein und Maas“ erschienen ist, und die 2001 abgehaltene grenzüberschreitende Tagung in Rolduc (Kerkrade/NL). Deren Titel lautete „Aus der Nähe betrachtet. Dialekt und Volkskultur an Rhein und Maas nach 1945“ bzw. „Van dichtbij bekeken. Streektaal en volkscultuur tussen Rijn en Maas na 1945“.

Organisiert wurde die Veranstaltung von der Vereinigung Veldeke, von der in Belgisch-Limburg ansässigen „Vereniging voor Limburgse Dialect- en Naamkunde“ („Vereinigung für limburgische Dialektologie und Namenkunde“) und vom damaligen Amt für rheinische Landeskunde (dem heutigen ILR). Für Veldeke trat dort Pierre Bakkes auf, der einen Vortrag über „Streektaal-literatuur na 1945“ („Dialektliteratur nach 1945“) hielt. Aus Veldekes Sicht gehörte die Tagung zu einer Reihe von Veranstaltungen, mit denen sie damals ihr 75-jähriges Bestehen beging.

## Limburgisch und Rheinländisch II

Die Sprachsituation entlang der deutschen Grenze hat sich in den letzten Jahrzehnten tiefgreifend verändert, vor allem deshalb, weil die Zahl der DialektsprecherInnen an der deutschen Seite deutlich abgenommen hat. Aber immer noch wird hüben wie drüben Platt gesprochen. Das zeigt sich etwa bei der vor Kurzem durchgeführten Untersuchung in Laurensberg und Vaals sowie im belgischen Gemmenich (s. dazu Sanne Hoffman in dieser Ausgabe). Auch die Bedeutung der Uerdinger Linie für die Einteilung der limburgischen (und niederrheinischen) Dialekte ist Thema derzeitiger Untersuchungen; Teilergebnisse sind vor drei Jahren auch auf Deutsch publiziert worden (s. Bakker/van Hout 2013).

Wer die niederländisch-deutsche Grenze im Raum Limburg-Rheinland sprachlich überwinden will, der hat vier Sprachoptionen: den Dialekt (Platt), die beiden Standardsprachen (Niederländisch und Deutsch) und Englisch. Früher, vor etwa dreißig, vierzig Jahren, sprachen viele NiederländerInnen gut Deutsch, so dass beim kleinen Grenzverkehr Platt und Deutsch die beiden wichtigsten Sprachen waren. Da junge Leute in den Niederlanden heute aber häufig kaum noch Deutschkenntnis haben und Deutsche zumeist kein Niederländisch sprechen, weichen die Menschen immer öfter auf das Englische aus. Wie sich diese Situation aktuell am Arbeitsplatz gestaltet, wenn Limburger und Rheinländer aufeinandertreffen, soll nun in einem Projekt zur Mehrsprachigkeit un-

OETGAVE VAN SJTADSVASTELAOVESVERENIGING D'N UUL REMUNJ

# de Uulewapper

JAORGANK 4 · 2010

Prins Jesse  
d'n eerste

KIENJERMIDDAAG

10



'T ÓNSJTDN VAN EIN PRINSEPAK

12



JEUGPRINS  
D'N UUL 2010

Umschlag einer Kinderkarnevalszeitschrift: „de Uulewapper“ aus Roermond (Remunj).

tersucht werden: „Multilingualism at the work place: the use of Dutch and German in the Meuse-Rhine Euregion“. Beteiligt ist Leonie Cornips, seit 2012 Professorin an der Universität Maastricht. Für die Einrichtung ihrer Professur hat sich die Vereinigung Veldeke über Jahre eingesetzt.

Grenzüberschreitende Kooperationen kommen allen Beteiligten zugute. Die ILR-Sprachabteilung wird deshalb die Zusammenarbeit mit ihren Partnern und Partnerinnen in Limburg auch in Zukunft fortsetzen, ob nun im Rahmen des „Raad voor het Limburgs“, auf der Arbeitsebene des limburgischen „Streektaalfunctionaris“ (Ton van de Wijngaard) oder in den Netzwerken, in denen die Vereinigung Veldeke tätig ist. Veldeke hat den Verfasser dieser Zeilen zu einem der „Ambassadeurs“ („Botschafter“) des Jahres der limburgischen Dialekte ernannt. Dafür, auf gut Limburgisch, „mersie“!

### **Das „Jahr der limburgischen Dialekte“**

Das Jahr 2016 ist voll von Veranstaltungen zum Thema Dialekt. Veldeke hat eine eigene Homepage eingerichtet, auf der alles dazu nachzulesen ist. Ein sprachwissenschaftlicher Kongress, zu dem auch publikumstaugliche Angebote gehören werden, fällt ebenfalls in die Veranstaltungsreihe. Derzeit (Juni 2016) wird im Internet eine wissenschaftliche Erhebung durchgeführt, die ermitteln soll, wer denn nun in Limburg Dialekt spricht und wo und wann das Limburgische verwendet wird. Und nicht zu vergessen: Am 22. Juni wurde

in Maastricht eine limburgische Übersetzung der Biografie André Rieus der Öffentlichkeit präsentiert („André Rieu. Miene meziek, mie leve“); auch der Musiker ist einer der „Ambassadeurs“.

Am 17. Mai 2016 ist, ebenfalls in Maastricht, die Publikation „Toekomst voor erfgoed! Uitvoeringsprogramma Immaterieel erfgoed 2016 t/m 2019“ erschienen. Darin stellt die Provinz Limburg ihr Vierjahresprogramm zum Schutz und zur Förderung des immateriellen Kulturerbes („erfgoed“) vor. Der limburgische Dialekt nimmt in diesem Programm einen zentralen Platz ein, wie u.a. auf den Seiten 11/12 zu lesen ist:

„[...] is het gebruiken en levend houden van het Limburgs. Het Limburgs wordt gesproken, in liedjes be- en gezongen, op toneel gebruikt en is overal te horen en te lezen zoals in literatuur en gebruik van (sociale) media. De Limburgse streektaal is een elementair en springlevend onderdeel van de culturele identiteit van de Limburger.“

Auf Deutsch: „[...] ist der Gebrauch und das Bewahren des Limburgischen als lebender Sprache. Das Limburgische wird gesprochen, in Liedern be- und gesungen, auf der Bühne verwendet und ist überall zu hören und zu lesen, so in der Literatur und in den (sozialen) Medien. Die limburgische Regionalsprache ist ein elementarer und quicklebendiger Bestandteil der kulturellen Identität des Limburgers.“

## Literatur

- Bakker, Frens/Hout, Roeland van (2013): Die gegenseitige Abgrenzung der nord- und südniederfränkischen Dialekte in der niederländischen Provinz Limburg. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 77, S. 266–295.
- Cornelissen, Georg (2005): Grensdialectologie tussen Arnhem en Aken. In: Taal en Tongval 57, S. 44–60.
- Fragebogen zum Limburgischen: [https://radboudletteren.eu.qualtrics.com/jfe/form/SV\\_9vLuxDcyOgwCRCt](https://radboudletteren.eu.qualtrics.com/jfe/form/SV_9vLuxDcyOgwCRCt). (21.6.2016)
- Jaor van de Limburgse dialekte: (<http://www.jvld.nl/>) (14.6.2016).
- Nachbarland Niederland (1991). Volkskultur an Rhein und Maas 10, VRM-Spezial. Bonn.
- Riek van klank (2007). Inleiding in de Limburgse dialecten. Red.: Ronny Keulen, Ton van de Wijngaard, Herman Crompvoets, Frans Walraven. Met medewerking van Pierre Bakkes, Rob Belemans, Georg Cornelissen. Sittard.
- Rieu, Marjorie (2016): André Rieu. Miene meziek, mie leve. Maastricht.
- Roukens, Winand (1937): Wort- und Sachgeographie Südost-Niederlands und der umliegenden Gebiete. Mit besonderer Berücksichtigung des Volkskundlichen. Nimwegen.
- Toekomst voor erfgoed! (2016) Uitvoeringsprogramma Immaterieel erfgoed 2016 t/m 2019. Maastricht.
- Wijngaard, Ton van de (1996): Die Benrather Linie in den Niederlanden. In: Volkskultur an Rhein und Maas 15, H. 3, S. 45–51.
- Wolters, Luc (2016): Veldeke Limburg. 1926–2016. Roermond.
- Woordenboek van de Limburgse dialecten, digital: <http://dialect.ruhosting.nl/wld/> (14.6.2016).

# *Sprechen wie die alten Römer*

Spracharchäologie im Rheinland

von Peter Honnen

Historische Zeugnisse, die Aufschluss über die Geschichte einer Region geben, gibt es viele: archäologische Funde, historische Bauten, alte Handschriften, Urkunden oder Akten, Sachquellen (z.B. Münzen oder alte Handwerksgeräte), Kunstwerke (Bilder oder Literatur) oder die Erzählungen von Zeitzeugen. In vielen Fällen, bei Berichten oder Texten, spielt die Sprache als Vermittlerin eine wichtige Rolle. Sie kann aber noch mehr sein: Die Sprache selbst ist eine wichtige Quelle, die uns helfen kann, eine Urkunde zu datieren, die Herkunft eines Schreibers einzugrenzen, das Alter eines Ortes zu ermitteln oder die Siedlungsgeschichte zu rekonstruieren. Selbst Handelsbeziehungen hatten Auswirkungen auf die Sprache. So lässt sich die zunehmende Intensität der Geschäftsbeziehungen zwischen den flandrischen oder brabantischen Städten und Köln seit Beginn des 15. Jahrhunderts nicht nur an der Geschäftskorrespondenz, sondern auch an der Sprache der Stadt festmachen. Denn um diese Zeit übernahmen die Kölner Geschäftsleute die Kaufmannsprache, die sich in den Handelsmetropolen Antwerpen, Gent oder Mechelen ausgebildet hatte. Begriffe wie *profit* (Profit), *prijs* (im

Sinne von Geldwert), *bourse* (Börse, später auch in der Bedeutung „Geldbörse“), *han-tieren* (nutzbringend anlegen), *net* (netto), *balantz* (Bilanz), *bankerot* (Zahlungsunfähigkeit), *casseir* (Kassenführer) oder *con-toir* (Kontor) tauchen ab 1450 erstmals im deutschen Sprachraum in der Kölner Handelssprache auf.<sup>1</sup> Damit ist auch belegt, dass Köln die entscheidende Rolle bei der Vermittlung dieser heute zum Standard gehörenden Lehnwörter gespielt hat.

Lehnwörter sind Zeugen für – wie auch immer geartete – Kontakte zwischen unterschiedlichen Sprachgemeinschaften. Dass in diesem Zusammenhang der Sprache im Rheinland als jahrtausendealte Kontaktzone zwischen Latein, Keltisch, Französisch oder Niederländisch eine besondere Rolle zukommen muss, liegt auf der Hand. Und in der Tat lassen sich in der hiesigen Sprachlandschaft überproportional viele „antike“ Spuren finden; auf die galloromanischen Orts- und Flurnamen wurde in dieser Zeitschrift bereits hingewiesen,<sup>2</sup> und auch die moselländische Winzeterminologie ist in diesem Zusammenhang ein prominentes Beispiel. Sie bewahrt Fachbegriffe, die schon die

ersten römisch-gallischen Weinbauern kurz nach der Zeitwende nachweislich benutzt haben: *Bäschhoff* „Rückentragegefäß“ (aus gallisch *bascauda* „eine Art Gefäß“), *glennen/glinnen* „Trauben nachlesen“ (zu gallisch \**glennare* „Ähren nachlesen“), *Gimme* „Knospe“ (aus lateinisch *gemma* „Edelstein, Knospe“), *Gran* „Traubenbeere“ (aus lateinisch *granum* „Korn“), *pauern* „Most filtern“ (aus lateinisch *purare* „reinigen“), *Kabe* „Hauptrebe, Weinstockwurzel“ (zu lateinisch *caput* „Haupt“), *Pichter* „Weinbergparzelle“ (zu lateinisch *pictura* „umzäuntes Land“), *Olk* „Wingert“ (zu gallisch \**olca* „pflügbares Land“) und andere.<sup>3</sup> Alle diese Termini sind also nichtdeutschen Ursprungs, sie wurden gemeinsam mit der bis dato unbekannteren Weinanbautechnik selbst entlehnt und sind somit Zeugnis romanisch-germanischer Kultur- und Sprachkontakts.

Aber auch in den rheinischen Mundarten und selbst noch in unserer aktuellen Umgangssprache haben Zeugen dieser Begegnung von Römern (oder römischen Galliern) und Germanen vor zweitausend Jahren überlebt. Einige sollen hier vorgestellt werden.

Am Niederrhein und im westlichen Rheinland kennt man weder Speicher noch Dachboden, hier – und tatsächlich nur hier<sup>4</sup> – geht man auf den **Söller** oder auch **Sölder** und damit eigentlich auf den „der Sonne ausgesetzten Teil des Hauses“. Das ist die Bedeutung von lateinisch *solarium* (zu lateinisch *sol* „Sonne“), auf das der rheinische *Söller* zurückgeht. Ur-

sprünglich war damit das für römische Bauten typische Flachdach gemeint, das als Terrasse genutzt wurde. In dieser Bedeutung ist das Wort in die Architektursprache eingegangen, wo es einen vorgebauten, auf Säulen ruhenden Balkon (Atlan) bezeichnet. Als „Dachboden“ war der *Söller* einmal sehr weit verbreitet, heute ist das nördliche Rheinland sein letztes Refugium. Dagegen haben unsere niederländischen Nachbarn das Wort als *zolder* in ihre Standardsprache übernommen und auch in England kennt man den *sollar*. Da auch der südrheinische **Speicher** auf eine lateinische Wurzel zurückgeht (*spicarium*, zu *spica* „Ähre“) und ursprünglich den Getreidespeicher meint, kann man davon ausgehen, dass die diese Worte übernehmenden Germanen bis dahin Zwischenböden nicht kannten und lediglich offene Dächer in ihren Hallenhäusern hatten.

Die **Kaue** oder **Kau** kennt man im ganzen Rheinland bis hinunter ins Saarland in unterschiedlichen Bedeutungsvarianten, wobei die Grundbedeutung immer „Hütte, Häuschen“ ist. Daraus leiten sich viele Gebrauchsweisen ab: (Vogel-)Käfig (heute noch vielfach als *Möschekau* zu hören), Taubenschlag, Lattenverschlag, Kaninchenstall, Hütte über dem Bergwerksschacht, Waschkaue, altes Haus, Bett. So erklärt sich auch die moderne Bedeutungsvariante als Waschanstalt für Bergleute. Ursprünglich war die *Kaue* eine kleine Schutzhütte über dem Bergwerksschacht, aus der sich mit der Zeit die großen Werksgebäude übertage entwickelt haben. In der *Waschkaue* hat sich das alte



### *Kleiderkaue im Ruhrbergbau.*

Wort bis heute erhalten. Dass auch Betten als *Kaue* bezeichnet werden (*Nu ab inne Kaue un geschlafen!*), hat seinen Grund in der früheren Gewohnheit, die Schlafstätten in enge Holzverschläge zu verlegen. Im Mittelniederländischen nannte man diese „Schlafwandschränke“ *kooi*, woraus sich im Niederdeutschen die *koye* entwickelte, die wir noch heute als **Koje** auf Schiffen kennen.

Alle diese Varianten gehen zurück auf das lateinische *cavea* „Höhlung, Käfig“.<sup>5</sup> Damit sind die Vorgänger der kleinen rheinischen *Mösche-* oder *Duuvekau* (Taubenschlag) die ausgegrabenen Tierkäfige im Amphitheater der römischen *Augusta Treverorum* (Trier), in denen die wilden Tiere

für die berühmte Tierhatz gehalten wurden.

Der standardsprachliche Käfig, der in den südrheinischen Mundarten als **Kiffe** die *Kaue* ersetzt, ist dagegen eine spätere Entlehnung. Er ist abgeleitet aus dem vulgärlateinischen *cavia* (das natürlich auch auf *cavea* zurückgeht), das im Althochdeutschen zu *kevia* und im Niederländischen zu *kevie* „Käfig“ wurde. Sowohl im Niederländischen als auch im Deutschen hat es also zwei auch zeitlich unterschiedliche Entwicklungsstränge zu *Kau/Koje* und Käfig/*kevie* gegeben.

Die *Möschekau* verweist natürlich auf ein anderes römerzeitliches Reliktwort.

Denn nur im Rheinland von der Mosel bis zum Niederrhein nennt man den heute meist als Spatz bezeichneten kleinen Vogel die(!) **Mösch** oder **Müsche**<sup>6</sup> – ein weiteres exklusiv rheinisches Wort also, und ein altes dazu. *Mösch* geht zurück auf \**muscia*, wie im römischen Gallien sowohl der Spatz als auch die Fliege genannt wurde. Deshalb ist die *Mösch* sogar entfernt verwandt mit dem spanischen *Mosquito* (kleine Fliege) und der niederländischen *mus* (Spatz). Weshalb unsere germanischen Vorfahren im Rheinland das gallo-romanische Lehnwort übernommen haben, ist eine interessante, aber kaum zu beantwortende Frage. Vielleicht besaßen sie kein eigenes Wort für den gefiederten Kulturfolger? Der westfälische **Lüning**<sup>7</sup> „Spatz“, den man früher auch am Niederrhein, im Ruhrgebiet und im Bergischen kannte, ist zwar ebenfalls sehr alt, das zu Grunde liegende altsächsische *hliunig* bedeutet jedoch einfach „laut“ und lässt darauf schließen, dass er ursprünglich nur ein laut zwitschernder Vogel war. Somit hätte sich mit der *Mösch* das „genauere“ Wort durchgesetzt.

**Aule, Uul, Üül, Aules, Uules, Üules**<sup>8</sup> sind nur einige der vielen Varianten, die in großen Teilen des Rheinlands meist irdene Gefäße in unterschiedlichster Gestalt bezeichnen, weshalb Töpfer hier analog **Uulen-/Aulenbäcker** genannt werden. Als eine interessante kulinarische Variante kennt man *Uules* in Köln und Heinsberg: Warmbier mit Eidotter und Zucker geschlagen.

*Uul/Aule* ist ein Relikt der römischen Tonwarenindustrie, die im Rheinland an vielen Stellen nachgewiesen ist. Zugrunde liegt das gallo-romanische Wort *ola/olla* „Topf“, das hier nahezu unverändert seit zweitausend Jahren in Gebrauch ist. Da das Wort im Trierer Raum die eingeschränkte Bedeutung „rot gebackenes Gefäß aus Ton“ hat und damit an die bekannte Terra Sigilata erinnert, wird die Integration der Aule in die rheinische Sprache über die antike Kaiserstadt vermutet.

Eine lustige Volksetymologie führt zu der rheinischen Redewendung *voll wie ne Eule sein*. Deren mundartliches Pendant lautet *De es voll wie en Üül* (sturzbetrunken sein). Da im Rheinland *Üül* „Krug“ und *Üül* „Eule“ gleich klingen, hat man bei der Verhochdeutschung die falsche Variante gewählt. Der unschuldige Vogel hat mit dem Rausch also überhaupt nichts zu tun, die Wendung müsste man korrekt als „voll wie ein Krug“ übersetzen, was ihr aber jeden Charme nimmt. Eine andere Deutung macht einen bestimmten Tonkrug, der von vorne einer Eule ähnelt, für die Redewendung verantwortlich.

Bei manchen Wörtern käme man nie und nimmer auf die Idee, nach lateinischen Wurzeln zu suchen. Dazu gehört sicherlich **Pille, Pulle, Pülle**,<sup>9</sup> das im Rheinland und den angrenzenden Niederlanden Lockruf für ein Huhn und anderes Geflügel oder die Bezeichnung für das Tier selbst sein kann. Das eigentlich schon veraltete Mundartwort hat in den 80er und 90er Jahren des

letzten Jahrhunderts in einer Comicfigur als **Pillhuhn** eine fröhliche Auferstehung gefeiert (zu kleverländisch *Pullenhühnchen* „Huhn ohne Schwanz“). In der Umgangssprache findet man das Wort noch in den **Pillefüßen** „Plattfüße“ (nach dem Bild der Entenfüße) und in dem kindersprachlichen **Pilleente** (*Kuck ma die Pilleente da auf dem Wasser!*). Interessanter ist jedoch, dass das Wort keineswegs der Kindersprache entstammt, sondern eine lange Geschichte hat. Die ist allerdings nicht so ganz eindeutig, denn die zwei auffälligen Varianten *Pille/Pülle* und *Pulle* können unterschiedlich erklärt werden, wenn auch der lateinische Ursprung unbestritten ist. Wir kennen sowohl das klassisch lateinische Wort *pullus* „junges Huhn“, das in jedem Fall die Wurzel des mundartlichen *Pulle* ist, als auch die vulgärlateinische Nebenform *pullia/pullium*, die für das mundartliche *Pille* verantwortlich sein könnte (ein *i* in einer Wortendung hat sprachgeschichtlich oft zu einem Umlaut im Wortstamm geführt). Denkbar, aber weniger wahrscheinlich, ist auch die Herkunft von *Pille* aus lateinisch *pilus* „Haar“ (so das Rheinische Wörterbuch). Dagegen sprechen die überlieferten niederländischen Formen (in Limburg heute *pul* und *pel* „junges Huhn, junges Mädchen“), die einen dunklen Vokal aufweisen. Die Annahme eines französischen Lehnworts aus französisch *poule* ist für manche kleinräumigen und grenznahen Gebiete denkbar, aber grundsätzlich sind *Pille* und *Pulle* „aus romanischer Zeit erhalten“ und damit viel älter, als es den Anschein hat.

Zu den Wörtern, die auf den ersten Blick so gar nicht „lateinisch“ anmuten, gehört sicherlich auch **fimmelich**.<sup>10</sup> Das ist man im Rheinland, wenn man zimperlich und wählerisch ist (*Nu sei ma nich so fimmelich, hier wird gegessen, wat auf den Tisch kommt.*) Ein **Fimmel** ist entsprechend ein zimperliches Mädchen, männliche **Fimmel** sind in der Umgangssprache höchstens als **Fimmelsköpp** bekannt. Das Verb *fimmeln* (zaudern, etwas mit den Fingerspitzen arbeiten) kommt nur noch in **Fimmelsarbeit** vor. Gegen den Anschein geht die Wortfamilie tatsächlich auf die aus dem Lateinischen stammende Terminologie des Hanfanbaus zurück, der auch im Rheinland einmal von Bedeutung war. *Femella*, also der Diminutiv von *Femina*, bezeichnete im gallisch-römischen Raum Lebewesen weiblichen Geschlechts, weshalb *Cannabis Femella* die weibliche, also kleinere Hanfpflanze war (fälschlicherweise, denn die kleinere Hanfpflanze ist eigentlich die männliche Form).

Diese „weibliche“ Bedeutung findet man noch heute im rheinischen *Fimmel* (zarte Frau) und in der gendermäßig völlig unkorrekten Ableitung *fimmelich* als „zimperlich“. In den Mundarten ist die Herkunft noch deutlich, dort ist *Fimmel* auch heute noch die Bezeichnung für die Hanfpflanze und das Verb *fimmeln* bedeutet entsprechend „den Hanf rupfen“. Das Wort ist nicht über das französische *femelle* ins Rheinland gelangt, wie schon mal behauptet wird, sondern gehört ebenfalls zur römischen Lehnwortschicht.

Thematisch gehört hierhin auch das veraltete Mundartwort **Känef** oder **Känep**,<sup>11</sup> das im Aachener Raum und am Niederrhein für den Hanf steht. Hier ist die romanische Wurzel \*cannap, die der moderne Kiffer auch in Cannabis kennt, noch deutlich zu erkennen.

Obwohl es wahrscheinlich nur noch wenige kennen, gehört das **Schabellchen**, **Schabellsche**, **Schabelle**<sup>12</sup> unbedingt in diese Aufzählung. Damit ist in den rheinischen Mundarten ein kleiner Hocker, eine Fußbank oder Bänkchen, auf die man die Füße legen kann, gemeint. Man kann es vereinzelt auch noch in der südrheinischen Umgangssprache hören: *Der sitzt oft aum Schabellsche*. In manchen Regionen steht es, wie noch heute in den pfälzischen Mundarten, auch für eine „alte zänkische Frau“.

Auch dieses Wort hat lateinische Wurzeln. Die Römer nannten eine kleine Leiter oder Fußbank scabellum. Diese Bedeutung hat sich demnach bis heute nicht verändert. Älteste rheinische schriftsprachliche Belege sind scephplancken (Mörs 1534), schabell (Köln 1586) und schambell (Niederrhein 1624). Im Französischen kennt man das Bänkchen als escabella und esca-beau, im Niederländischen als schabel. In den rheinischen und pfälzischen Mundarten (wie auch im Niederländischen) hat sich das lateinische Lehnwort also nahezu in seiner ursprünglichen Lautform erhalten. Der verwandte standardsprachliche Schemel dagegen hat sich aus der spätlateinischen Variante scamillus „Bänkchen“

entwickelt, aus dem im Althochdeutschen scamel und im Mittelhochdeutschen schamel/schemel wurde.

Anders als das *Schabellchen* ist das Verb **plästern**<sup>13</sup> in der rheinischen Umgangssprache hochfrequent. Es ist unverzichtbar zur Beschreibung von Starkregen (*Dat hat vielleicht geplästert gestern!*), es kann aber auch „schlagen, prügeln“ bedeuten: *Dem hab ich aber eine geplästert/verplästert. Manche plästern den ganzen Sonntach Nägel inne Fußböden*.

In den rheinischen Mundarten ist die Grundbedeutung von *plästern* allerdings eine andere. Hier meint es „etwas mit Mörtel verputzen“. Da diese Tätigkeit meist mit einem klatschenden Geräusch verbunden ist, haben sich die übertragenen Bedeutungen in der Umgangssprache herausgebildet (klatschender Regen). Der verwandte **Pliesterer** ist im Rheinland eine mittlerweile veraltete Berufsbezeichnung für einen Verputzer, vorrangig der Gefache eines Fachwerks. Im Niederländischen heißt es pleister „Putz“ und pleisteren „verputzen“.

Alle diese Varianten gehen zurück auf das lateinische emplastrum „Pflaster, aufgeschmierte Salbe“, das in der Antike an Mosel und Rhein schon als plastrum „Mörtel“ bekannt war. Auch das lateinische emplastrum ist ein Lehnwort, es geht auf das griechische emplassein „aufschmieren“ zurück. Das umgangssprachliche *plästern* ist also mit dem hochdeutschen Pflaster verwandt.

Die **Puuten**<sup>14</sup> sind ebenfalls nicht nur in den zentralrheinischen Mundarten zwischen Nordeifel und Niederrhein heimisch, sondern auch in der hiesigen Umgangssprache: *Ich hab et satt mit die Puuten. Die Puute sind vielleicht ma wieder laut!* *Puute/Puuten* sind kleine Kinder, die auch schon mal ganz schön lästig sein können. Im moselfränkischen Raum kennt man sie nicht. Dafür kennt man dort den **Patert** als Bezeichnung eines kleinen Menschen und den **Buderich** als einen „im Wachstum zurückgebliebenen Menschen“. Hierhin gehört auch der **Pauert**, wie die Winzer an der Mosel einen alten Rebstock nennen. Alle genannten Varianten haben eine gemeinsame Herkunft. Sie gehen zurück auf das lateinische *putus* „Kind“, das auch dem italienischen *putto* „Knäblein“ zugrunde liegt, und sind somit ebenfalls romanisch/lateinische Reliktwörter, die so typisch für das Rheinland sind.

Die manchmal zu lesende Behauptung, damit seien die rheinischen *Puuten* mit der spanischen *puta* „Hure“ verwandt, ist nur bedingt richtig. Zwar ist die auch schon im Mittelniederdeutschen als *pute* belegt, jedoch hat sich diese Bedeutungsvariante aus der altfranzösischen Sonderbedeutung von *puta* „kleines Mädchen“ entwickelt, während die unschuldigen rheinischen *Puuten* direkt auf die lateinische Urform zurückgehen. Auch die niederländische *put* hat nichts mit lateinisch *putus* zu tun.

Dass die Römer die Germanen am Rhein zu Recht als unzivilisiert empfunden haben, kann man noch heute an der

deutschen Sprache ablesen. So sind nahezu alle küchentechnischen Begriffe, die wir benutzen, lateinische Lehnwörter. Dasselbe gilt auch für die Bezeichnungen von Küchenkräutern, Gemüse und Obst. Schließt man daraus auf die Ess- und Kochgewohnheiten der Germanen, so müssen die doch sehr den Grillfesten anlässlich heutiger Fußballerevents geähnelt haben. Wie sehr das Lateinische unsere kulinarische Welt geprägt hat, kann man sehr schön am Beispiel der Pflaume demonstrieren, die in allen rheinischen Dialekten **Prumm**, **Promm** oder **Praume**<sup>15</sup> genannt wird. Das Wort gilt den Dialektsprecherinnen und Dialektsprechern als typisch für das Rheinland. Entsprechend groß ist die Wortfamilie: **Prummetart** „Pflaumenkuchen“, **Prummeschmeer** „Pflaumenmus“, **Prümmkes** „Rosinen“, **Plüschprumm** „Pfersich“ (ein rheinisches Schibbolethwort), **Musterprumm** (auffällig gekleidete Frau), **Mutzeprumm** (missmutige Frau). Dazu kommen viele Wendungen wie *suure Prumm* (humorlose Frau) oder *Prömmche schnigge* (das Gesicht verziehen).

Die *Prumm* oder *Prumme* ist eines der vielen Beispiele dafür, wie die Mundarten gegenüber der Hochsprache wirklich alte Formen bewahren. Denn sowohl die standardsprachliche Pflaume als auch die rheinische *Prumme* gehen auf eine gemeinsame Wurzel zurück, das griechische *proumnon* „Pflaume“. Im Lateinischen wurde daraus *prunum/prunus* „Pflaumenbaum“. Schon im frühen Althochdeutschen trat dann ein für den deutschen Sprachraum nicht ganz unbekannter Konsonan-

tenwechsel von r zu l ein, der zusammen mit der hochdeutschen Lautverschiebung aus der lateinischen Vorlage zuerst eine *pfluma* und schließlich die mittelhochdeutsche *pflume machte*, die zum Vorbild unserer heutigen Pflaume wurde. Die Sprecher und Sprecherinnen im mittelniederdeutschen Raum haben diese Entwicklung jedoch nicht mitgemacht. Sie haben an den ursprünglichen *prume*-Formen festgehalten und mit der *Plüschprumm* „Pfirsich“ (eigentlich samtene Pflaume) schließlich für eine der originellsten Wortschöpfungen gesorgt. Die niederländischen Nachbarn haben die *pruim* sogar in ihre Standardsprache übernommen.

Aber auch die rheinische **Quetsche** „Zwetschge“, wie die etwas später reifende, länglichere (und sich viel besser für die traditionelle *Prummetart* eignende) Pflaume genannt wird, geht auf eine romanische Entlehnung zurück. Im Nordfranzösischen und Norditalienischen heißt diese Sorte *davaszena* (aus lateinisch *damascena* „Frucht aus Damaskus“), was in den angrenzenden deutschsprachigen Gebieten zur *Quetsche* verballhornt wurde. Und auch die dritte im Rheinland heimische Pflaumensorte, die **Kriekel/Krichel/Krenkel** genannte Schlehen- oder Griechenpflaume, ist lateinischen Ursprungs (*pruna graeca*). Somit sind alle drei rheinischen Bezeichnungen für die Pflaume romanische Lehnwörter. Allerdings ist die *Quetsche* wohl erst im 15. Jahrhundert entlehnt worden, während die *Prumme* und *Kriekel/Krichel* schon weit früher nachgewiesen sind.

Im Vergleich zu den *Prumme* sind die **Morbele, Mombere oder More**<sup>16</sup> weit weniger bekannt. So nennt man die Brombeeren nur im Moseltal und in einer kleinen Enklave auf dem Hunsrück.<sup>17</sup> Aber gerade deshalb sind sie besonders interessant. Denn wie die eingangs genannten weintechnischen Fachbegriffe sind die *Morbele* sprachliche Relikte der römischen Siedler in dieser Region, deren Nachfahren als sogenannte Moselromanen bis ins Mittelalter eine romanische Sprachinsel in fränkischer Umgebung gebildet haben. Das Wort spiegelt deutlich seine lateinische Ursprungsform: *morum/moratum* „Maulbeere, Brombeere“. Die war auch im Mittelhochdeutschen als *moraz* oder *morat* noch gebräuchlich, konkurrierte aber schon mit den im Althochdeutschen entstandenen *bramberi* (aus *brama* „Dornenstrauch“), die sich schließlich in der Standardsprache durchgesetzt und die alten *More* verdrängt haben – nur eben nicht im Moseltal.

Als letztes Beispiel sei hier auf ein Wort verwiesen, das selbst in den rheinischen Mundarten bereits als veraltet gilt, aber in vielen beliebten Schimpfwörtern wie **Lellbeck, Jabbeck, Platzjabbeck, Schnabbeck** noch ein fröhliches Leben führt. Das Grundwort ist die alte mundartliche Bezeichnung **Beck**<sup>18</sup> für den „Schnabel“, aber auch für „Mund“ und „Schnauze“. Und damit hat nur im Rheinland (und im niederländischen *bek* „Schnabel“) wieder einmal ein altes lateinisches Lehnwort aus dem gallischen Raum überlebt, das im übrigen deutschen Sprachgebiet völlig unbekannt

ist. Zugrunde liegt das galloromanische beccus „Schnabel“ (noch heute im Italienischen als becco gebräuchlich), das im Altfranzösischen als bec belegt ist. In dieser Zeit ist es offensichtlich auch erst von der Mosel in das nördliche Rheinland und den niederländischen Sprachraum eingewandert. Im Mittelniederländischen und dem Altkölnischen des 12. Jahrhunderts kennt man bec bereits als Spitznamen oder Beinamen, wie eben heute noch in der Mundart. Der *Lellbeck* oder *Lällbeck* ist deshalb ein Grünschnabel oder Einfaltspinsel, jemand der gedankenlos daherplappert (zu rheinisch *lällen* „ohne nachdenken reden, kindisch sprechen“). Ein *Gabbeck*, *Jabbeck* und *Platzjabbeck* ist dagegen ein Gaffer, der mit offenem Maul dasteht (zu gaffen), und der *Schnabbeck* ist eigentlich doppelt gemoppelt aus Schnabel und *Beck* und bezeichnet ein vorlautes oder unhöfliches Plappermaul.

Den wenigsten Kölnern wird bewusst sein, dass die Figur des *Platzjabbeck* am Kölner Rathaus (**siehe Foto**) nicht nur ein Symbol für das siegreiche Bürgertum im Kampf der Zünfte gegen die Patrizier, sondern auch ein Zeugnis der besonderen (Sprach-)Geschichte des Rheinlands ist, die in dem Namen ein uraltes galloromanisches Erbe bewahrt. Und ist es nicht schon fast anrührend, wenn die rheinischen Mundartsprecher und Mundartsprecherinnen noch heute die kleine freche *Mösch* genau so nennen wie ihre antiken Vorfahren? Oder wie es ein an



Der *Jabbeck* am Rathausurm in Köln.

der Erforschung der moselromanischen Sprachinsel beteiligter Sprachwissenschaftler einmal sehr schön beschrieben hat: „Man kann [im Rheinland] besonders eindrücklich den langen Atem der Sprachgeschichte spüren. Ein Wort, das hier nur in wenigen Orten von Winzern gebraucht wird, kann ein sprachliches Relikt einer Bevölkerung sein, die vor annähernd 2000 Jahren gelebt hat. Wenn man es mit anderen Hinterlassenschaften vergleicht, die in baulichen Resten, Steindenkmälern, Wegen, Gräberfeldern usw. vorliegen, so sind die hier besprochenen Wörter... die einzigen lebendigen Zeugnisse einer früheren Kultur, jahrtausendlang von Mund zu Mund gegangen.“<sup>19</sup>

## Literatur

- Frans Debrabandere: Limburgs etymologisch woordenboek. De herkomst van de woorden uit beide Limburgen, Leuven 2011.
- Theodor Frings: Germania Romana. Mitteldeutsche Studien, Heft 2, Halle/Saale 1932.
- Helmut Lausberg/Robert Möller: Rheinischer Wortatlas, Bonn 2000.
- Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, 33 Bände, München 1991.
- Peter Honnen: Kelten und Konsorten. Ein Streifzug durch die rheinische Ortsnamenforschung. In: Alltag im Rheinland (Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte), Bonn 2012, S. 40–61.
- Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, bearb. von Elmar Seebold, 25. durchgesehene und erweiterte Auflage, Berlin/Boston 2011.
- Gotthard Lerchner: Zur II. Lautverschiebung im Rheinisch-Westmitteldeutschen. Diachronische und diatopische Untersuchungen (Mitteldeutsche Studien 30), Halle (Saale) 1971.
- Pfälzisches Wörterbuch (PfWb). Begründet von Ernst Christmann, Bearbeitet von Julius Krämer und Rudolf Post, 6 Bde., Wiesbaden 1965–1997.
- Rudolf Post: Romanische Entlehnungen in den westmitteldeutschen Mundarten. Diatopische, diachrone und diastratische Untersuchungen zur sprachlichen Interferenz am Beispiel des landwirtschaftlichen Wortschatzes (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 6), Wiesbaden 1982.
- Rudolf Post: Zur Geschichte des Moselromantischen. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 68, Bonn 2004, S. 1–35.
- Rheinisches Wörterbuch (RhWb). Bearb. und hrsg. von Josef Müller (Bd. 7–9 von anderen Bearbeitern und Herausgebern). 9 Bde., Bonn/Berlin 1928–1971.
- P.A.F. van Veen/Nicoline van der Sijs: Etymologisch woordenboek. De herkomst van onze woorden, Utrecht/Antwerpen 1997.
- Johannes Werner: Lexikon des alten Krefelder Platt. Wörter, Wendungen, Redensarten, ihre Bedeutung und ihre Herkunft. Aus dem Nachlass herausgegeben, zu .Ende geführt und bearbeitet von Paula Coerper-Berker, Krefeld 2004.
- Friedrich Woeste: Wörterbuch der Westfälischen Mundart, i.A. des Westfälischen Heimatbundes neu bearbeitet und herausg. von Erich Nörrenberg, Nachdruck der Ausgabe von 1930, Vaduz 1987.
- Adam Wrede: Köln und Flandern-Brabant. Kulturhistorische Wechselbeziehungen vom 12–17. Jahrhundert, Köln 1920.
- Adam Wrede: Neuer Kölnischer Sprachschatz. Mit einer Einführung von Peter Honnen. Sonderausgabe in einem Band, Köln 2010.
- Rheinisches Mitmachwörterbuch (MmWb): <http://www.mitmachwoerterbuch.lvr.de/index.php>

**Anmerkungen**

- 1 Wrede 1920 124.
- 2 Honnen 2012
- 3 Post 2004.
- 4 Lausberg/Möller 55.
- 5 zur Wortgeschichte siehe Grimm 11/310; Kluge 483; Post 1982 191; van Veen/van der Sijs 453; 473 u. 477; Werner 16.
- 6 siehe Lausberg 83 u. Post 1982 94.
- 7 RhWb 5/619.
- 8 zur Wortgeschichte siehe Frings 114; Post 247; RhWb 1/333; Werner 404; Wrede 994.
- 9 zur Wortgeschichte siehe Debrabandere 308; Post 1982 184; RhWb 6/836, 6/1180 u. 11/82; Wrede 741.
- 10 zur Wortgeschichte siehe Post 1982 229; RhWb 2/452; Werner 99.
- 11 RhWb 3/208.
- 12 PfWb 5/823; RhWb 7/824; Wrede 809.
- 13 Zur Wortgeschichte siehe Post 1982 59; RhWb 6/935; Werner 300; Wrede 723.
- 14 zur Wortgeschichte siehe Frings 196; Lerchner 216; Post 1982 195; RhWb 6/1234; Schiller/Lübben 3/392; van Veen/van der Sijs 708; Werner 316; Wrede 745.
- 15 zu den Wortgeschichten siehe Kluge 699 u. 1019; MmWb; Post 1982 215; RhWb 6/1080; Werner 311; Wrede 739.
- 16 zur Wortgeschichte siehe Lausberg/Möller 9; Post 1982 218; RhWb 5/1292.
- 17 Lausberg/Möller 9.
- 18 zur Wortgeschichte siehe Post 1982 186; RhWb 1/573, 2/1020, 7/1522; van Veen/van der Sijs 84; Woeste 23; Wrede 80, 545 u. 846.
- 19 Post 2004 35; im Zitat wurde „an der Mosel“ durch „im Rheinland“ ersetzt.

# *Der Flurname „Acker“ gibt einen Hinweis auf den ältesten Siedlungsplatz*

von Ottmar Prothmann

Zur Erstellung einer Ortsgeschichte von Birresdorf habe ich auch alle Nachrichten über die Flurnamen zusammengetragen und versucht, sie zu erklären, denn diese Distriktnamen geben vielfältige Auskünfte. Bei dem im Rheinland weit verbreiteten Flurnamen *Acker* stellte mich die im Standardwerk *Rheinische Flurnamen* gegebene Erklärung nicht zufrieden. Danach bezieht sich das Wort *Acker*, wie im Neuhochdeutschen, auf das umgebrochene und umzubrechende Nutzland der Bauern. Im gleichen Sinn äußert sich auch Tobias Vogelfänger in einem eigenen Artikel seiner Veröffentlichung *Nordrheinische Flurnamen und digitale Sprachgeographie*.<sup>1</sup> In der hiesigen Mundart ist das Wort *Acker* heute übrigens weitgehend durch die Worte *Feld* und *Stück* verdrängt.

Die Beschreibung der Nutzungsart ist als Erklärung unbefriedigend, denn das meiste Nutzland im Umkreis der Dörfer bestand aus Äckern. Es muss sich aber um einen ganz bestimmten Acker gehandelt haben, der nur einmal vorkam, so dass kein näheres Bestimmungswort erforderlich war. Deshalb habe ich meine schon früher gesammelten Flurnamen in

den anderen Gemarkungen der Gemeinde Grafschaft auf diesen Distriktnamen durchsucht. Die Gemeinde Grafschaft mit rund zwanzig Siedlungsplätzen liegt zwischen Meckenheim, Remagen und Bad Neuenahr-Ahrweiler.

Auf der Grafschaft kommt der Flurname *Acker* ohne nähere Bestimmung außer in Birresdorf noch in Beller, Bengen, Eckendorf, Holzweiler und Vettelhoven vor. In der Gemarkung Birresdorf lag der Distrikt *Unterm Acker* an der Gemarkungsgrenze von Leimersdorf und wurde bei der Flurbereinigung um 1900 der Leimersdorfer Gemarkung zugeschlagen. In der Mundart heißt er kurz *De Ake*. Der Distrikt liegt im Hang unterhalb des zu Leimersdorf gehörenden Bereichs *Aufm Acker*, und dieser wiederum grenzte unmittelbar an den Fronhof des Bonner Cassiusstifts an. Der bereits im Jahre 1131 erwähnte Hof, auf dessen Gelände die Kirche errichtet wurde, war zweifellos die Keimzelle von Leimersdorf, das noch vor 200 Jahren nur fünf Häuser zählte.<sup>2</sup>

In Bengen liegt, ungefähr 800 Meter vom heutigen Ortskern entfernt, im Feld-

bereich an der Grenze zur Gemarkung Karweiler, ein großer Bereich mit den Namen *Aufm Acker*, *Unterm Acker* und *Oben dem Acker*. Daran schließen sich die näher bestimmten Bezirke *Aufm Geißenacker* und *Beinacker* an.<sup>3</sup> Im letztgenannten Bereich finden sich auf einer Luftaufnahme deutliche, zeitlich noch nicht zuzuordnende Siedlungsstrukturen.<sup>4</sup> Dorthin zielt der vom heutigen Dorf Bengen ausgehende sogenannte *Burgweg*. Nach diesen Indizien wäre hier die bisher nicht bekannte Burgstelle des niederen Adelsgeschlechts, das sich *von Bengen* nannte, zu suchen. Mit diesem Siedlungsplatz gibt auch der tief eingeschnittene Hohlweg auf der gegenüberliegenden Hangseite einen Sinn als Zugang zum Land auf der anderen Bachseite. Für die Bewohner des Dorfes Bengen lag dieser Hohlweg ganz ungünstig.

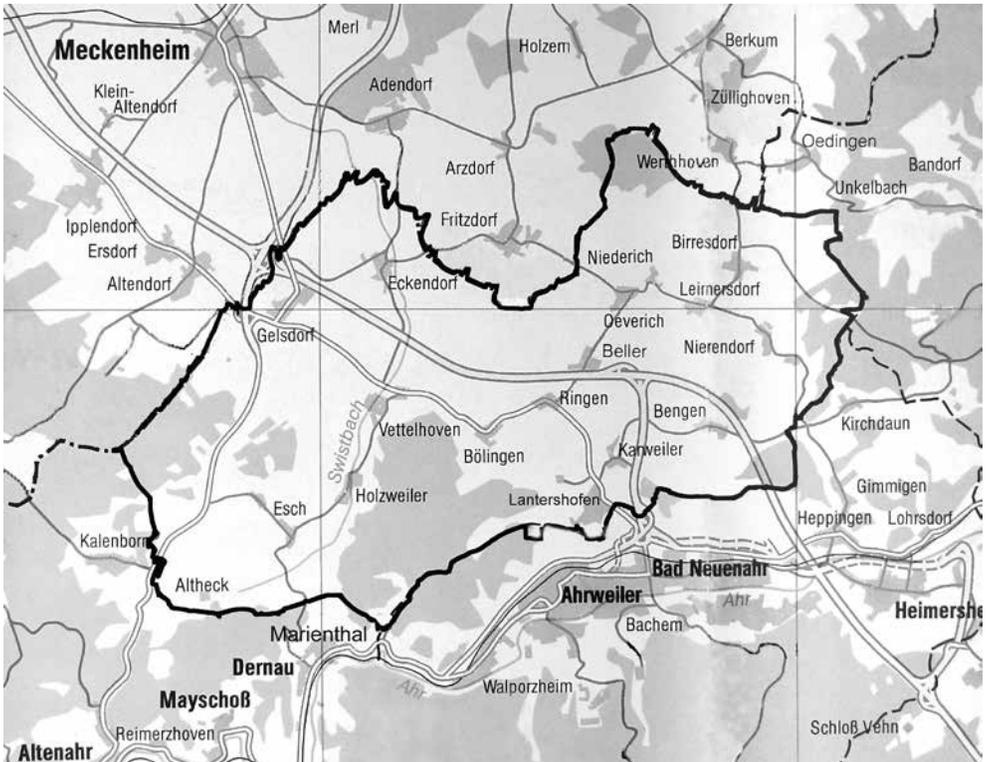
In Eckendorf liegt der Distrikt *Aufm Acker* im Feldbereich nordwestlich des Dorfes. Auf die zugehörige Siedlung deutet die mündliche Überlieferung hin. Sie besagt, dass Eckendorf früher viel größer gewesen sei. Die Ortsmitte sei am Weißen Kreuz in der *Vorstadt* gewesen.<sup>5</sup> *Stat* ist ein früher Typ eines Siedlungsnamens und bedeutet Stätte, Siedlung. Dort am Weißen Kreuz lag also ein alter Hof, zu dem der daneben liegende Distrikt *Aufm Acker* gehörte. Bemerkenswert ist hier noch, dass sich nahebei im Distrikt *Auf der Arzkaulen* eine Streuung von römischen Dachziegel-Bruchstücken findet. Das gleiche gilt für die oben genannte Ansiedlung bei Bengen. Also ist für beide Stellen zu vermuten, dass hier fränkische Höfe in unmittelbarer

Nähe eines römischen Siedlungsplatzes entstanden, ein Phänomen, das man an vielen Stellen im Rheinland festgestellt hat.

In Oberholzweiler liegt der Distrikt *Im Dorf* an der Pützstraße in der Nähe des Baches. Der Geländename *Im Dorf* bezeichnet die Keimzelle von Niederholzweiler. Südlich schließt sich der Gartenbereich *In den Petersgärten* und *Alte Kohlgärten* an, dann folgt der Distrikt *Am Waschstein* (Waschstelle der Frauen am Bach) und anschließend *Auf dem Acker*.<sup>6</sup>

Westlich von Vettelhoven befindet sich der Distrikt *Aufm Acker* nahe bei der *Gellerser Wiese*. In diesem Bereich lag der bedeutende Hof Gillerssem, auch Gellersheimer Hof genannt. Er besaß einen eigenen Herrschaftsbereich und ein Hochgericht. Im Jahre 1666 stand vom Gehöft nur noch eine alte Scheune.<sup>7</sup>

In dem heute noch kleinen Ort Beller gab es zwei alte Höfe. Einer gehörte den Herzögen von Arenberg und seit 1700 der Abtei Steinfeld. Den anderen Hof besaß von 1136 bis 1802 das Kloster Marienthal an der Ahr.<sup>8</sup> In einer Liste der Steinfeldener Güter in Beller wird 1747 ein rund fünf Morgen großes Feld im Distrikt *Auff dem Acker am Hoff* genannt.<sup>9</sup> 1728 lag ein Feld *oben dem Marienthaler Acker*.<sup>10</sup> Daraus lässt sich schließen, dass der Arenberger beziehungsweise Steinfeldener Hof zuerst bestand. Als mit Gründung des Marienthaler Hofes ein zweiter Acker hinzukam, erhielt dieser zur Unterscheidung die Bei-



Die Grafschaft zwischen Meckenheim und Bad Neuenahr–Ahrweiler.

fügung *Marienthal*. Das Gleiche galt für den *Acker* eines in der Nähe entstandenen Hofes in Ringen. In einem Grundsteuerverzeichnis der Gemeinde Ringen von 1728 wird mehrfach der Distrikt *Acker* wie folgt erwähnt: Die Abtei Siegburg hatte freiadeliges Land *auff dem Acker vnter Ringen*. In derselben Quelle heißt es noch mehrmals *vnter Ringen der Acker genan[n]t* oder *auff dem Acker vnter Ringen*.<sup>11</sup> Der Hinweis auf die Lage unterhalb von Ringen war offensichtlich erforderlich, weil es in der Nähe ebenfalls den Geländenamen *Acker* gab, und das dürfte der genannte *Acker* des nahe gelegenen Arenberger Hofes in Bel-

ler gewesen sein. Heute heißt der Distrikt *Ringener Acker*. Er grenzt südöstlich an den Bereich *Im Dorf* an.<sup>12</sup> Letzterer liegt an der Heppinger Straße unterhalb von Kirche und Pfarrhaus. Dort am heutigen Ortsrand haben wir den Siedlungskern von Ringen zu sehen. Die Kirche dürfte eine Gründung des Hofbesitzers auf seinem Gelände gewesen sein.

Zum Schluss noch eine deutliche Aussage aus der Gemarkung Fritzdorf, die nördlich an die Gemeinde Grafschaft angrenzt. Im Jahre 1347 heißt es: *½ jug[erum] situm ante curiam quae dicitur v̄p me Acker*.<sup>13</sup>

Auf Deutsch: ein halber Morgen, gelegen vor dem Hof, der auf dem Acker genannt wird. Mit diesem Hof war der Sommersberger Hof gemeint.

Die angeführten Beispiele zeigen, dass der Distrikt *Acker* immer an einen Siedlungsplatz angrenzte. Deshalb scheint mir das Grundwort *Acker* ohne ein weiteres

Bestimmungswort auf das Pflugland (im Unterschied zu Gärten, Weideland, Wald und Ödland) der ersten fränkischen Siedlung hinzudeuten, ehe in unmittelbarer Nachbarschaft weitere Höfe gegründet wurden. Einige dieser genannten ersten Herrenhöfe entwickelten sich zu Dörfern, andere fielen wüst, der Sommersberger Hof blieb ein Einzelhof.

## Anmerkungen

- 1 Heinrich Dittmaier, Rheinische Flurnamen, Bonn 1963, S. 8 f. – Tobias Vogelfänger, Nordrheinische Flurnamen und digitale Sprachgeographie. Sprachliche Vielfalt in räumlicher Verbreitung [Rheinisches Archiv 155, 2010], S. 278–281.
- 2 Ottmar Prothmann, Pfarrgeschichte von Leimersdorf, Leimersdorf 1922, S.5, 15.
- 3 Landeshauptarchiv Koblenz, Bestand 730, Nr. 119, Flur VIII und IX.
- 4 Luftaufnahme 1995 von Andreas Schmickler in Kirchdaun.
- 5 Mündliche Auskunft von Elfriede Fuchs, Eckendorf 1990.
- 6 Katasteramt Ahrweiler, Flurkarten Holzweiler, Flur 2 Blatt 1 und 2, Flur 4 Blatt 1 und 3, Kopien 1870er Jahre.
- 7 Ottmar Prothmann, Kirche und Pfarrei „St. Martin“ Holzweiler, Holzweiler 2000, S. 13f.
- 8 Ottmar Prothmann, Zur Siedlungsgeschichte von Beller, in: Heimat-Jahrbuch Kreis Ahrweiler 1994, Seite 80.
- 9 Landesarchiv Düsseldorf, Abtei Steinfeld, Akte 34, fol. 5v.
- 10 Stadtarchiv Bad Neuenahr-Ahrweiler, A 583, S. 363.
- 11 Ebenda, A 583, S. 82, 97, 113.
- 12 Urkatasterkarte Flur VII und VIII von 1824 [Landeshauptarchiv Koblenz, Bestand 730, Nr. 128] und gültige Katasterkarte.
- 13 Landesarchiv Düsseldorf, Abtei Steinfeld, Akte 26/2, fol. 5v.

# *Alte Taken und neue Bücher*

von Karlheinz von den Driesch

Nach Erscheinen des schnell vergriffenen „Handbuch der Ofen-, Kamin- und Takenplatten im Rheinland“<sup>1</sup> (im weiteren Text als „Handbuch“ abgekürzt) im Jahr 1990 haben sich beim Amt für rheinische Landeskunde (heute: LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte), beim Verlag und beim Autor Wissenschaftler, Museen und Sammler gemeldet, die weitere als die dort vorgestellten „Herdgussplatten“ besitzen sowie zusätzliche Erläuterungen und vereinzelt Korrekturen oder

Berücksichtigung ihrer Anliegen in einer Zweitaufgabe erbat. Die Korrespondenz des Autors mit ihnen füllt zwei stattliche Aktenordner. Nach einem Vierteljahrhundert scheint deshalb ein ergänzender Rückblick auf Neuentdeckungen, Forschungen und Sammeln dieser gusseisernen Platten angebracht.

*Abb. 1 Fragment einer Ofenplatte mit einem thronenden Salvator und Wappen des Christoph von Manderscheid.*



*Abb. 2 Ofenplatte Motiv Madonna zwischen Weinreben und Blütenranken.*





Abb. 3 Ofenplatte, Motiv Annaselbdritt mit Engel.



Abb. 4 Ofenplatte, Motiv Mariae Verkündigung.



Abb. 5 Takenplatte, Motiv Heiliger Jodokus.

Bis auf wenige dokumentationswürdige Platten handelte es sich bei den Nachmeldungen in Bildmotiv und Größe überwiegend um Varianten der im „Handbuch“ exemplarisch ca. 1400 maßstabsgerecht (1:10) abgebildeten Ofen-, Kamin- und Takenplatten vom 15. bis ins 19. Jahrhundert. Unter den Hinweisen und Anfragen zu diesen in ihrer bildlichen Gestaltung durch die jeweilige Stilepoche geprägten und in Klöstern, Burgen, Rat- und Bürgerhäusern genutzten Alltagsgegenständen zur Wärmeengewinnung waren gelegentlich auch Zuweisungen an einzelne Gießhütten, die standortbedingt überwiegend handwerklich in kleinen Mengen produzierten und nur selten (z.B. in den Ardennen) in

einer Art frühindustrieller Massenproduktion den Markt für Öfen, Kamine und Taken zu beliefern in der Lage waren.

### Wenig neue Bildmotive

Zu den bisher nicht publizierten Platten aus der Hochzeit des rheinischen Eisenkunstgusses gehören, ihrer bildnerischen Gestaltung wegen besonderer Beachtung wert, die Ofenplatten Abb.1 (Fragment) mit einem thronenden Salvator und dem Wappen des letzten Abtes der bis 1576 reichsunabhängigen Abtei Prüm Christoph von Manderscheid (1546 – 1576), Abb. 2 mit einer Madonna zwischen Weinreben und Blütenranken und Abb. 3 mit einer stehenden Annaselbdritt und einem



*Abb. 6 Kaminplatte mit den Heiligen Quirinus und Christophorus.*



*Abb. 7 Kaminplatte mit den Heiligen Johannes Ev. und Jakobus d.Ä.*

darüber schwebenden Engel aus dem Steinfeldler Zyklus der Ofenplatten mit „Kölner“ Heiligen<sup>2</sup> sowie Abb. 4 mit einer kleinen Mariae Verkündigung; außerdem eine massive, 80 x 100 cm große Takenplatte (Abb.5) mit dem zweimaligen Halbportrait des heiligen Jodokus in einem bei Kippenberger und Theisen 3 abgebildeten Rahmen,<sup>3</sup> eine Kaminplatte mit den feldfüllenden Heiligen Quirinus und Christophorus (Abb 6) sowie eine Kaminplatte mit zwei relativ kleinen Figuren des Johannes Ev. und des Jakobus d.Ä. (Abb. 7), die bei Abrissarbeiten in einem Kölner Ausflugslokal zerstört und verschrottet wurde.

Eine ungewöhnlich große Ofenplatte (ca. 120 x 80 cm) wurde aus einem Fachwerkhaus des frühen 19. Jh. in einem Dorf bei Adenau geborgen (Abb. 8), die in zwei Feldern die bisher überwiegend von Takenplatten bekannten<sup>4</sup> großfigurigen Allegorien der Lukrezia, der Justitia und Judith (unten) und des Johannes Ev., Gott-

vaters und des Petrus in ausgeprägtem Halbreliief trägt.<sup>5</sup>

Eine im Rheinbacher „Hexenturm“ dekorativ angebrachte 130 x 100 cm große Ofenplatte mit dem Neuenahr-Helpensteiner Wappen und einem von zwei Engeln gehaltenen Widmungsband auf einen Gumprecht von Neuenahr sowie begleitet von vier Behamschen Tugendallegorien der Cognitio, der Spes, der Prudentia und der Temperantia als Ausdruck humanistisch-protestantischen Religionsbekenntnisses (Abb. 9) konnte erstmals als herausragendes Erzeugnis der Kronenburger Hütte um 1550 eindeutig nach Gussort und ursprünglichem Standort (Alpen am Niederrhein) bestimmt werden.<sup>6</sup>

In einem Bauernhaus aus dem 16. Jh. bei Burg Reuland (Luxemburg) fand der Eigentümer beim Renovieren hinter einem großen Küchenherd – eingelassen in eine Maueraussparung (Takennische)



Abb. 8 Ofenplatte aus Adenau.



Abb. 9 Ofenplatte aus Rheinbach.

– eine massive 102 x 128 x 3 cm messende Takenplatte, die im oberen Viertel die mittig erhaben gegossenen Majuskeln N I \* M V D \* H trägt. Die Buchstaben M V D werden als römische (Guss-) Jahreszahl 1495 gedeutet (V = 5 vor D = fünfhundert bzw. 1500 minus 5 = 1495). Nach dieser Lesart wäre diese Platte eine der frühest datiert bekannte der Eifel/Ardenennen-Region.

### Eifeler Platten als Ostexporte

Für das Rheinland und seine frühe Eisenindustrie bisher konkret nicht belegte Gussplattenerzeugnisse in Berlin und Polen bestätigen die Forschungsarbeiten von Peter Neu über den weitreichenden „Handel mit Platten und Öfen der Eifel“<sup>7</sup>

Zur 450-Jahr-Feier des Jagdschlusses Grunewald in Berlin legte Wilfried Baer eine Untersuchung über „Fragmente eines eisernen Kastenofens von 1542“ auf diesem Schloss vor.<sup>8</sup> Der zweigeschossige Ofen erweist sich anhand der zitierten vergleichbaren Ofenplatten als Erzeugnis einer der Nordeifeler Hütten der Jülicher Herzöge.<sup>9</sup> Der Ofen ging vermutlich als Geschenklieferung an ihre Verwandtschaft in der Mark Brandenburg. Eine weitere, offensichtlich ehemals zum Grunewaldofen gehörende von Baer dokumentierte Platte wird im Heimatmuseum der Zitadelle Spandau aufbewahrt. Eine in bildnerischer Darstellung (Jagdmotiv, vom Eifeler „Takendoktor“ Jacob Flossdorff 1976 als „Eifeljäger“ bezeichnet), Ornamentik und

Größe vergleichbare Ofenplatte mit der gleichen eingehängten Jahreszahl 1542 wurde 2009 auch in Bonn bekannt (Abb. 10).

Das Schlossmuseum auf der Marienburg im westpreußischen Polen zeigte 1985 eine Ausstellung gusseiserner Ofen-, Kamin- und Takenplatten, von denen mehrere Eifeler Erzeugnisse des 16. Jh. sind.<sup>10</sup> Eine dort häufig angetroffene Takenplatte mit dem Melusinenmotiv<sup>11</sup> ist hier um den fünfmaligen Abguss (seitlich und in einem zusätzlichen Sockelfeld) eines kleinen „Antweiler Königs“<sup>12</sup> ergänzt, was neue Überlegungen zum Gießort (Arenberger Hütte in Antweiler/Ahr? Kronenbergerhütte der Manderscheider an der Kyll?)

Abb. 10 Ofenplatte von 1552.



dieser Fischwesenplatten hervorruft. Der Steinfeldler Hütte zuzuweisen ist die Marienburger Platte (Abb. 11), wie sie mit Heiligen und rheinischen Wappen in Sammlungen im Rheinland öfter anzutreffen sind.<sup>13</sup> Wann und durch wen diese frühen Eifeler Platten in die heutigen Aufbewahrungsorte gelangt sind, konnte nicht überprüft werden: Gab es familiäre Bindungen/Beziehungen zu ehemals moselländisch/Eifeler Angehörigen des Deutschen Ordens? Oder sind es spätere Erwerbungen oder Schenkungen aus preußisch/deutscher Zeit?

Takenplatte mit Melusinenmotiv.





### Ausstellungen von Platten sind selten

Auch im Rheinland werden hin und wieder Ausstellungen organisiert in dem Bemühen, auch einem jüngeren Publikum die Gebrauchsgegenstände und Heiztechniken seiner Vorfahren zu erklären. 2010 zeigte Hans Peter Mielke im Niederrheinischen Freilichtmuseum Grefrath Ofen-, Kamin- und Takenplatten aus dem alten großen Bestand des Vereins der Eisenhüttenleute (VdEH) in Düsseldorf unter dem zugkräftigen Titel „Kalte Füße, heiße Platten“.

2011 präsentierte das Bonner LVR-Amt für Bodendenkmalpflege im Rheinland bei einer seiner stark beachteten „Archäologie-Touren Nordeifel“ eine Tagesausstellung ausgewählter Platten unterschiedlicher Formen und bildnerischer Gestaltung aus dem Bestand des LVR-

Freilichtmuseums Kommern: Auf einem alten Hüttenstandort an der Olef in Oberhausen/Schleiden wurden sie in und an einem eigens aufgebauten Zelt (Abb. 12) den zahlreich in Bussen angereisten Archäologie-Ausflüglern von sachkundigen Helfern vorgestellt. Großes Fragebedürfnis zeigte, dass bis auf die Nutzung der Kaminplatten kaum Kenntnisse über die Funktion und die motivische Bebilderung (z.B. der Bibelbilder oder der Heiligenfiguren) vorlagen. Unter dem technischen Sammelbegriff „Herdplatten“ – bezogen auf das ursprüngliche Gießverfahren im offenen Herdguß – wurden meist die flachaufliegenden ringförmigen Aufdeckplatten früherer Kochherde vermutet.

2013 zeigte eine vom „Förderverein Burgruine Arenberg e.V.“ besorgte und von einem wissenschaftlichen Vortrag

begleitete Ausstellung regionaler Eisenerzeugnisse aus den bekannten Hütten an der Ahr des Herzogtums Arenberg die ausgestellten Platten unterschiedslos als „Takenplatten“. Man gebrauchte damit die heute im gesamten Eifel-/Moselgebiet überwiegend für alle Plattenfunktionen übliche Bezeichnung.

Anders geht das alte Hüttendorf Eisenschmitt am Salmbach in der Südeifel vor: Im vielbesuchten und jährlich durch ein auch überregional beachtetes Literaturfestival hervorgetretene „Clara-Viebig-Zentrum“ lässt der rührige Ortsbürgermeister Georg Fritzsche seit Jahren durch Schenkungen oder Kauf erworbene Ofen-, Kamin- und Takenplatten aus der Zeit des örtlichen Eisenkunstgusses an dem spätbarocken Gebäude anbringen und sie durch ausführliche und wetterbeständige

Schrifttafeln in dem heutigen Werkstoff Acryl begleiten (Abb. 13); gelegentliche Lichtbildervorträge runden diese Aufklärungsaktion ab.

Über diesen zentralen Hüttenort in der Südeifel vom späten 15. bis ins frühe 19. Jh. hat Norbert Meyer überraschende Forschungsergebnisse vorgelegt.<sup>14</sup> Er wies nach, dass der 1622 von Philipp Dietrich zu Manderscheid-Kail (1596–1653) zum Ortspfarrer von Oberkail ernannte Trinitarier-Mönch Peter Ernst Korff aus Wiltz im Luxemburgischen zeitweilig Hüttenpächter, sog. „Beständer“, einer der Manderscheider Hütten in Eisenschmitt war. Korff verewigte sich auf den unter seiner Regie gegossenen Ofen- und Takenplatten mit dem bisher als Malteserkreuz gedeuteten Trinitarierkreuz und dem darin bisher nicht entzifferten umlaufenden Wahlspruch



VIDE EO OMNIA, mit seinen Initialen FPEK (Frater Petrus Ernestus Korff) in einer Wappentartsche und vermutlich sogar mit seinem Medaillonportrait anstelle der sonst üblichen Herrschermedaillons.<sup>15</sup>

## Neue Publikationen

Auch weitergefasste neuere Publikationen zu Ofen-, Kamin- und Takenplatten zeugen von weiterhin regem wissenschaftlichen Interesse an diesen sperrigen volkskundlichen Gegenständen, die außerhalb von Sammlungen als Einzelstücke heute vorwiegend dekorativen Zwecken dienen. Hier sind vor allem zu nennen die „Eiserne Bibel“ von Wolfgang Herskamp mit ausführlichen Dokumentationen der graphischen Vorlagen der rheinischen Bibelplatten.<sup>16</sup> Kevin Heiniger hat in „Schwarze Kunst“ den Plattenbestand des Historischen Museums Basel nach Herkunft und Vorlagen recherchiert.<sup>17</sup> Mit reich bebilderten Publikationen haben Helmut Rüggeberg und Wilhelm Elling/Sigrid Winkler-Borg die Ergebnisse ihrer jahrelangen Forschungen über Ofen- und Kaminplatten aus nordwestdeutschen Gebieten und dem Niederrheinischen fortgesetzt.<sup>18</sup>

An regionalgeschichtlichen Publikationen liegen neue Forschungen von Anton Rings und Albert Schäfer zu der bisher vernachlässigten Hüttenregion Westerwald vor mit ihrer selbst in der Region kaum noch bekannten Herstellung von Kamin- und Ofenplatten und ihrem Handel über das Zentrum Linz/Rhein.<sup>19</sup> Zu den Hütten an der Lahn und ihre auch im Linksrhei-

nischen stark vertretenen Gussplatten der meist fünfteiligen Kastenöfen („Hinterlader“) ist ein weiterer monographischer Beitrag zur Gießfamilie Sorg erschienen.<sup>20</sup> Genealogisch ausführlich beschriebene „Eiserne Bilder der Welfenfürsten“ auf Platten mit ihren Wappen aus Harzer Hütten, die auch im Rheinland als Dekorstücke offensichtlich sehr begehrt waren, sind bei Georg Kruskop nachzuschlagen.<sup>21</sup> Die nach Jahrzehnten des Vergessens wieder aus ihrem rostigen Depot befreite große Sammlung an Ofen-, Kamin- und Takenplatten aus saarländischen und lothringischen Hütten des Saarlandmuseums Saarbrücken konnte neu erfasst werden.<sup>22</sup> In einer umfangreichen Festschrift mit dem Schwerpunkt der Eisenindustrie in und um Eisenschmitt konnten bisher nicht beschriebene Ofenplatten – u.a. mit einem Christophorus und einer betenden Heiligenfigur (Äbtissin?) – vorgestellt werden.<sup>23</sup> Besondere Beachtung fanden die Platten des „Manderscheider Bibelzyklus“<sup>24</sup> von FORMSCHNEIDER HANS FVNCK,<sup>25</sup> der die kleifigurigen Bildgruppen dieser protestantischen Manderscheider Bibelplatten in der Art flämischer Altarbilder geschnitzt hat und über dessen Herkunft und Arbeitsleben immer noch nichts weiteres bekannt ist.

Im Ursprungsland (Nordhessen) der protestantischen „Bibelöfen“ mit Bildszenen aus dem Alten und Neuen Testament nach zeitgenössischen Bibelillustrationen der frühen Reformationszeit – die nach der Mitte des 16. Jh. auch in den im katholischen Rheinland betriebenen Eifeler Gieß-

hütten der Manderscheider Grafen (die dem reformatorischen Gedankengut früh zuneigten) die Produktion von eisernen Öfen und „Taken“ mit spätgotischen Heiligenfiguren weitestgehend ablösen – trägt ab 2015 eine Ausstellung in Marburg (mit begleitendem Katalog) unter bisher wenig beachteten theologischen Aspekten zu neuem Verständnis der Bibelplatten bei.<sup>26</sup> Die dort aus Anlass des Themenjahres „Reformation – Bild und Bibel“ aus dem Bestand der 1875 von dem Juristen Ludwig Bickell begründeten und später von Albrecht Kippenberger kunstgeschichtlich bekannt gemachten Sammlung des Museums für Kunst und Kulturgeschichte Marburg gezeigten Bibelöfen und einzelner Ofenplatten – angereichert durch Exemplare der Sammlung der heiztechnischen Firma Viessmann aus Allendorf/Eder und des Museums Schloß Wilhelmsburg in Schalkalden/Thüringen – stellt in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck Bildgruppen nach den Themenbereichen „Gesetz und Gnade“, „Aus dem Leben Jesu“, „Gleichnisse“, „Wundergeschichten“, „religiöse Vorstellungen vom Ende der Welt hin zum Jüngsten Gericht“ oder „Frauenkörper – Männerblicke – eine feministische Perspektive“ aus theologischer, religionsgeschichtlicher, kunsthistorischer und technngeschichtlicher Sicht vor.

In Luxemburg erfasst derzeit der Kunsthistoriker Jean-Claude Muller neu die anfangs des 20.Jh. angelegten großen heimischen Sammlungen (z. B. Esch, Sibenâler, Museum Virton) der – dort

insgesamt „Taaken“ genannten – Ofen-, Kamin- und Takenplatten aus den luxemburgischen, lothringischen und belgischen Ardennen sowie der im Auftrag des spanischen Königs von seinen Luxemburger Statthaltern kontrollierten Hütten im Eifel/Moselgebiet des 16./17. Jh., u.a. in Eisen-schmitt. Sie sollen nach Motivbereichen katalogisiert und digitalisiert und dadurch „internettauglich“ gemacht werden, wie es bereits für die große Bilddokumentation der Ofen-, Kamin- und Takenplatten im LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte einmal angedacht war. Unter Mullers Erfassung fallen auch die bisher nicht aufbereiteten und verstreut aufbewahrten Sammlungsbestände (ca. 130 Platten) des Klosters Himmerod sowie bekannte, aber bisher wissenschaftlich-dokumentarisch nicht erfasste Sammlungen einiger alter Weingüter an der Obermosel, überwiegend mit Platten, die unter spanisch-luxemburger Herrschaft in deren katholisch-restaurativem Wirkungsbereich entstanden sind. In der Nähe von Bonn will ein Sammler seine große, seit Jahrzehnten aus dem Eifel-Moselgebiet zusammengetragene Sammlung mit z.T. bisher unbekanntem Bildmotiven erstmals dokumentieren lassen.

Gescheitert ist ein Vorhaben des Vereins Deutscher Giessereifachleute (VDG), Düsseldorf, alle öffentlich und privat zugänglichen Sammlungen von Herdgussplatten in ein Register aufzunehmen. Auf zunehmendes Desinteresse an Besitz und/oder Dokumentation von Herdgussplatten weist auch ein Sammler in Saar-

brücken hin. Dessen Familie hat über drei Generationen seit Anfang des 20. Jh. ca. 400 Kamin-, Taken und Ofenplatten aus saarländischen, südeifeler und lothringischen Hütten zusammengetragen. Er selbst hat sie im eigenen Haus („Privatmuseum“) an fast allen tragenden Wänden innen und außen angebracht („tapeziert“). Er zeigt sie in Ausstellungen (z. B. im Warndt-Heimatismuseum Völklingen) und leiht sie auf Dauer an Privatleute als Dekorationsstücke aus. Die akademische Ausbildung und berufliche Tätigkeit dieses Ingenieurs mit dem Schwerpunkt metallurgische Forschung und Entwicklung mit einer von ihm an der TU Berlin entwickelten „Methode der chemischen Analyse von Schwefel und Silizium sowie bestimmter Spurenelemente (Korrelation mit der Erzanalyse; Zusammenhang zwischen Datierung und Hochofengestelltemperaturen)“ tragen zur Lokalisierung und Datierung seiner Gussplatten bei. Dabei kann dieser Sammler auch auf familiären Besitz „älterer französischer Literaturquellen und früher Bestandslisten zur Interpretation der Motive und Herkunftsbestimmung“ zurückgreifen.<sup>27</sup>

### **Auflösung von Sammlungen**

Neu aufgefundene und bekannt gewordene Ofen-, Kamin- und Takenplatten, gelegentliche Ausstellungen oder die jüngsten Fachpublikationen sagen wenig darüber aus, wie die Museen mit ihren meist aus Platzgründen vollständig magazinierten Beständen oder viele private Sammler mit ihren Stücken umgehen. Beobachtungen scheinen zu bestätigen, dass

ein verbreitetes Sammeln bzw. Kaufinteresse - wie etwa in den Ausbaujahren der Nachkriegszeit bis in die 80er Jahre des 20. Jh. - zurückgeht. In Antiquitätenzeitschriften oder auf den Kunstmarktseiten der Tageszeitungen finden sich seit Jahren kaum Kaufgesuche; die seltenen Verkaufsangebote müssen offensichtlich wegen mangelndem Interesse öfter wiederholt werden. Eigene Rubriken im Internet fehlen. Seriöse Auktionshäuser scheuen die Versteigerung von Platten in erster Linie wohl, weil die ihnen öfter angebotenen Exemplare (mit oder ohne Absicht) Neugüsse aus den 60/70er Jahren des 20. Jh. sind und potentielle Käufer von Originalen abschrecken. Es gäbe „keinen Markt“ mehr für Platten, sagen die Kunsthändler.

Das müssen auch die Erben der aus Altersgründen oder wegen Todesfällen, aber auch wegen Erbstreitigkeiten aufgelöster bekannter Großsammlungen authentischer Platten erfahren, die bei der Vorbereitung des „Handbuchs“ im LVR-ILR-Archiv fotografisch dokumentiert sind und heute, nach rund 30 Jahren ihrer Erfassung, oft in andere Standorte verstreut sind und bei den neuen unbekanntem Besitzern kaum mehr nachverfolgt werden können. Offenbar zeigen nicht alle Nachkommen an Übernahme und Pflege solcher Sammlungen ihrer Väter oder Großeltern Interesse. Gelegentlich gehen Schenkungen „religiöser“ Platten in kirchlichen Besitz. 2012 bot ein Sammler vom Niederrhein seine von 1975–2000 angelegte relativ umfangreiche, ca. 70 Stück umfassende „Kaminplattensammlung (keine

Ofenplatten) vom 16.–19. Jh. vorwiegend heraldischer und mythologischer Motive hauptsächlich aus Lothringen und der französischen Nachbarregion Champagne – Ardennen ... mit allen Optionen einer Verwendung (Verkauf, Leihgabe, Schenkung!?)<sup>28</sup> an.

Dass auch Traditionsbewusstsein, Heimatverbundenheit und familiäre Zustimmung bei einer Auflösung vorliegen, wurde von der (auch vom ARL vollständig für das „Handbuch“ dokumentierten) mit über 300 Gussplatten aller Heizfunktionen größten Sammlung eifeler und moselländischer Erzeugnisse des Landarztes Dr. Biertz in Wolsfeld (und ausgelagert auf der Burg Rittersdorf/Bitburg) bekannt: Nach seinem Tode schenkte seine Witwe den weitaus größten Teil dieser repräsentativen Sammlung ihrer Heimatstadt Prüm. Dort wurde die Sammlung dankbar angenommen, sorgfältig aufbereitet und beschrieben und wird im dortigen Konvikt in Wechselausstellungen gezeigt.

Die öffentliche Hand hält sich im Allgemeinen aber aus Kostengründen eher von Übernahmen zurück. Im Gegenteil: Von der Ausnahme vieler Heimatmuseen abgesehen, die ihren gesamten Bestand an volkskundlichen Gegenständen mit großem personellen und finanziellen Engage-

ment privater Förderer stolz präsentieren – z.B. Bonn-Beuel, Münstereifel, Ahrghaumuseum Ahrweiler – stellen staatliche oder städtische Einrichtungen ihre Plattensammlungen nicht aus oder trennen sich sogar von ihnen. Das vor allem mit Dauerleihgaben der Giesserfamilie Holzer ausgestattete und didaktisch beispielhaft geführte „Eisenmuseum“ in Jünkerath wurde vom Landkreis an Privathand verkauft und bleibt übers Winterhalbjahr geschlossen.

Weil man vermutlich dem geänderten Publikumsinteresse hin zu den Relikten aus dem reichen römischen Erbe der Umgebung nachkommen wollte, hat sich das vom Kreis Euskirchen getragene Eifelmuseum Blankenheim ebenfalls von seiner über Jahrzehnte zusammengetragenen großen Plattensammlung getrennt. Sie wurde vom „Förderverein Eifelmuseum Blankenheim“ übernommen. Dieser von Blankenheimer Bürgern gegründete Verein hat die Sammlung aufbereitet, einmal mit Erfolg im „Haus der Touristeninformation“ – begleitet von einem von Klaus Ring neu gestalteten Bestandskatalog – ausgestellt,<sup>29</sup> nach Manderscheid für eine zweite Ausstellung ausgeliehen und schließlich wieder im alten, jetzt aber „privaten“ Depot in den Dornröschenschlaf gelegt.

## Anmerkungen

- 1 von den Driesch, Karlheinz: Handbuch der Ofen-, Kamin- und Takenplatten im Rheinland. Werken und Wohnen – Volkskundliche Untersuchungen im Rheinland, Bd. 17. Köln 1990.
- 2 Vgl. ebd. S. 243 ff.
- 3 Vgl. Kippenberger, Albrecht: Die Kunst der Ofenplatten. Düsseldorf 1928, Tafel 19 a mit Judith und Lukretia sowie Theisen, Sigrid: Der Eifeler Eisenkunstguss im 15. und 16. Jahrhundert. Werken und Wohnen- Volkskundliche Untersuchungen im Rheinland, Bd.4. Düsseldorf 1962, Bild 123.
- 4 Vgl. Kippenberger (wie Anm. 3), Tafel 16 a sowie von den Driesch (wie Anm.1), Abb. 38a, S. 33; Abb. 106 f, S. 79; Nr. 395 S. 262 und Nr. 839, S. 465.
- 5 Vgl. Theisen (wie Anm. 3), Bild 144 sowie von den Driesch (wie Anm. 1), Nr. 302, S. 228 – Diese vergleichbare Platte mit Gottvater und Johannes Ev. (oberes Feld sowie Judith und dem Wappenschild der von Eltz mit einem Jahresbalken 1537 steht auf der Burg Eltz. Deshalb liegt die Vermutung nahe, dass die Abb. 8 ursprünglich aus einem Ofen dieser Burg stammen könnte und nach Abbruch in Zweitverwendung in das Bauernhaus gelangt ist; denn einen solch großen Kastenofen hätte sich die bäuerliche Bevölkerung bis in unsere Zeiten kaum leisten können.
- 6 Vgl. Pertz, Dietmar: Eine Ofenplatte der Renaissancezeit im Wehrturm der Rheinbacher Burg. In: „Kultur und Gewerbe“, Rheinbach Dezember 2007.
- 7 Neu, Peter: In: von den Driesch (wie Anm.1), S. 572 ff sowie Eisenindustrie in der Eifel, Werken und Wohnen, Bd. 16, Köln 1988
- 8 Baer, Winfried: Fragmente eines eisernen Kastenofens von 1542 im Jagdschloß Grunewald. In: 450 Jahre Jagdschloß Grunewald 1542–1992. Hg. Staatliche Schlösser und Gärten. Berlin 1992.
- 9 Vgl. Kippenberger (wie Anm. 3), Tafel 15; Theisen (wie Anm. 3), Bild 52; von den Driesch (wie Anm.1), Nr. 103, S. 161; Nr. 109, S. 163 und Nr. 217, S. 201.
- 10 Jednaszewska, Teresa/Massowa Zbigniew: Kowalstwo Artystyczne i Odlewnictwo- Katalog Muszeum Zamkowe w Malborku, 1985. Darin vgl. Kippenberger (wie Anm. 3), Tafel 9 bzw. Theisen (wie Anm. 3), Bild 14; von den Driesch (wie Anm. 1), Abb. 224, S. 600; / Kippenberger (wie Anm. 3), Tafel 4a; Theisen (wie Anm. 3), Bild 13; von den Driesch (wie Anm. 1), Nr. 962, S. 503;/Kippenberger, (wie Anm. 3), Tafel 2; Theisen (wie Anm. 3), Bild 10; von den Driesch (wie Anm. 1), Nr. 5, S. 125;/Theisen (wie Anm. 3), Bild 11; von den Driesch (wie Anm. 1), Nr. 961, S. 503; Theisen (wie Anm. 3), Tafel 142;/von den Driesch (wie Anm.1), Nr. 374/375/376, S. 278; Theisen (wie Anm. 3), Bild 129; von den Driesch (wie Anm.1), Nr. 871, S. 475;/von den Driesch (wie Anm.1), Nr. 973, S. 507.
- 11 S. Anm. 10, von den Driesch (wie Anm.1), Nr. 962, S. 503. u. a.
- 12 Theisen (wie Anm. 3), S. 38 ff; von den Driesch (wie Anm.1), Nr. 320 ff.
- 13 Vgl. von den Driesch (wie Anm.1), Nr. 182, S.195.
- 14 Meyer, Norbert: Petrus Ernestus Korff - Wiltzius. Lebensweg eines Trinitariermönchs im Dreissigjährigen Krieg. In: Ous der Veiner Geschichte, Nr. 29, 2011. Hg. Veiner Geschichtsferrenn, Vianden/Luxemburg.
- 15 von den Driesch (wie Anm.1), Nr. 32, S. 133 (hier irrtümlich der Hütte Bollendorf zugeschrieben) sowie Abb. 153 t. S. 99, Abb. 167 u. 168 S. 105.
- 16 Herskamp, Wolfgang: Die Eiserne Bibel - Alte Ofen- und Kaminplatten im Rheinland mit Bildern zur Bibel nach Holzschnitten und Kupferstichen der Meister des 15. bis 17. Jahrhunderts. Aachen 2007.
- 17 Heiniger Kevin: Schwarze Kunst, Bilder in Eisenguss 1500-1800. Bd. 17 der Schriften des Museums, Stiftung für das Historische Museum Basel (Hg). Basel 2009.
- 18 Rüggeberg, Helmut: Ofenplatten. Bomann Museum Celle 1992; ders.: Ofenplatten in Nordwestdeutschland. Eine Dokumentation. Ofenplatten mit biblischen und welfischen Darstellungen. 2 Bde. (Quellen und Studien zur Regionalgeschichte Niedersachsens, 12 und 13). Cloppenburg 2013 und Elling Wilhelm/Winkler-Borg Sigrid: Ofen- und Ka-

- minplatten. Hamaland- Museum Vreden 1992.
- 19 Rings, Anton: Der Hüttenmeister Laurenz Cloes in Linz am Rhein und seine Nachfolger. In: Heimat-Jahrbuch des Landkreises Neuwied 1998 und Schäfer, Albert: Die `Alte` und die `Neue` Hütte – Zwei vergessene Stätten rheinischer Giesserei – Sonderdruck – Willroth/Ww. 2011.
- 20 Sorg, Walter: Ofenplatten der Eisengiesserei und Hüttenfamilie Sorg, 1994 (Eigenverlag).
- 21 Kruskop, Georg: Die Genealogie der Welfenfürsten in eisernen Bildern. In: Heimatkalender für Stadt und Kreis Uelzen. Uelzen 1990 und 1991.
- 22 von den Driesch, Karlheinz: Kunsthandwerkliche Erzeugnisse der Eisenindustrie – Ofen, Kamin- und Takenplatten. In: „Die Alte Sammlung“, Saarlandmuseum Saarbrücken, Saarbrücken 1995.
- 23 Ders: Kunstguss in Eisenschmitt (Ofen-, Kamin- und Takenplatten). In: Gerten, Erich (Hg.): Eisenschmitt. Von der mittelalterlichen Eisenindustrie zum modernen Wohn- und Erholungsgebiet, Wittlich 2006. – Daraus Sonderdruck S. 191 ff.
- 24 Theisen, S. 81 ff.
- 25 von den Driesch (wie Anm. 1), Abb. 135, S. 92.
- 26 Funck, Stephanie/Otterbeck, Christoph, Veltink Eveline (Hg.): Bibel in Eisen. Biblische Motive auf Ofenplatten des 16. Jahrhunderts. Kassel 2015.
- 27 Saarbrücker Zeitung Nr. 5, 6./7. Januar 2001 sowie Schreiben an den Autor vom 07.01.1999.
- 28 Persönliches Kaufangebot an den Autor.
- 29 Ring, Klaus: Aus einem Guss – Herdplatten aus Eifeler Hütten – Katalog zur Neu-Ausstellung, Hg. Förderverein Eifelmuseum Blankenheim 2011.

## HINGEHEN

## Aushandlungen von Räumen in Film und Forschung

In Folge des spatial turn der 1990er Jahre erfuhr Raum als zentrale kulturalanthropologische Forschungsperspektive zur Analyse von Transformationsprozessen in den vergangenen Jahren vermehrt Aufmerksamkeit (Bachmann-Medick 2006). Aktuell wird das Raumverständnis in Bezug auf gesellschaftliche Dynamiken wie Globalisierung oder Digitalisierung neu verhandelt. Nachdem Lefebvre bereits in den 1970er Jahren den Raum als Produktivkraft und Herrschaftsinstrument beschrieben hat und diesen in einen physischen, sozialen und mentalen Raum unterscheidet (Lefebvre 2000/1974), etabliert sich in der Folgezeit eine Vorstellung vom Menschen als im Raum handelnder, den Raum konzipierender und gestaltender Akteur. Diese Öffnung hin zu einem Verständnis eines dynamischen, komplexen handlungsrelevanten und relationalen Orientierungsraums löste ein in der volkskundlichen Forschung lange vorherrschendes Raumverständnis ab, welches den Raum statisch als Behälter, Gefäß oder Container betrachtete (Rolshoven 2012).

Die Tagung der DGV-Kommission für Film und audio-visuelle Anthropologie möchte WissenschaftlerInnen und Forschende, die sich mit dem Thema Raum in gegenwärtiger wie historischer Perspektive befassen, einladen, um über die bildlichen und/oder klanglichen Konstruktionen und Repräsentationen von Räumen nach-

zudenken: Wie artikulieren sich Prozesse von Raumaushandlung in audio-visuellen Narrativen? Welche Perspektiven werden eingenommen und wie fokussiert? Welches Verständnis von Raum als kulturalanthropologische Forschungskategorie spiegelt sich darin? Wie werden Räume über performatives Alltagshandeln konstruiert und gestaltet?

### Tagung Aushandlungen von Räumen in audio-visuellen Medien, Film und Forschung am 24. & 25. November 2016 im LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte.

Tagung der DGV-Kommission für Film und audio-visuelle Anthropologie in Kooperation mit dem LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte und der Abteilung Kulturalanthropologie\_Volkskunde der Universität Bonn.

Nähere Informationen zum Programm unter

<http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de>  
Begrenzte Teilnehmerzahl

## HINGEHEN

## Alltag sammeln

Wie sammelt man Alltag? Nicht erst aktuelle Ausstellungskonzepte zur Repräsentation gegenwärtiger Alltagskultur im Museum stellen Kulturwissenschaftler vor die Herausforderung der einleitenden Frage. Materialien jeglicher Art zu unterschiedlichsten Themen historischer wie rezenter Alltagskultur lagern in Muse-

en, Universitäten, bei privaten Sammlern und in den so genannten volkskundlichen Landesstellen. Obwohl im Arbeitsalltag die intensive Auseinandersetzung mit diesen Sammlungen oft zu kurz kommt, ist das Bewusstsein in den Einrichtungen, hier „Schätze der Alltagskultur“ zu bewahren, groß. Diese Schätze sind heterogen und oft wenig erschlossen. Für die volkskundlichen Landesstellen sind es vor allem Fotografien, Umfragematerial zu Bräuchen und Festen, Archivkästen gefüllt mit Liedern und Geschichten sowie Tagebücher und Briefe, die Ausschnitte des Lebens einzelner Personen aufzeigen. Museen bewahren in ihren „volkskundlichen Sammlungen“ von regionaler Kleidung und Möbeln, Arbeitsgeräten bis hin zu ganzen Werkstatteinrichtungen umfangreiches Material der Alltags- und Popularkultur auf. Diese Bestände sollen auf ihr Potential zum Verständnis historischer wie gegenwärtiger Alltagskulturen befragt und untersucht werden. Dabei soll es um Aspekte des Sammelns ebenso gehen wie um Fragen der musealen wie archivalischen Repräsentation sowie um den Umgang mit heterogenen Sammlungsbeständen und ihrer Sicherung.

### **Alltag sammeln. Perspektiven und Potentiale volkskundlicher Sammlungsbestände**

Tagung der volkskundlichen Landesstellen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde am 13./14. Oktober 2016  
Ort: LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Bonn  
Beschränkte Teilnehmerzahl

## LESEN

### **Der „Norddeutsche Sprachatlas“ reicht bis Oedt und Bracht (Kreis Viersen)**

Im letzten Jahr (2015) ist Band 1 des „Norddeutschen Sprachatlas“ erschienen. Dieser Atlas ist eines der Ergebnisse eines sprachwissenschaftlichen Großprojekts mit dem Titel „Sprachvariation in Norddeutschland“ (SiN). Als Norddeutschland wird dabei der Sprachraum nördlich der Benrather Linie definiert. Da diese gedachte Linie den nördlichen Teil des Rheinlands (den Niederrhein, die westlichen Ruhrgebietsstädte und Teile des Bergischen Landes) vom Süden trennt (s. S. 39 in dieser Ausgabe), war dieser Norden im SiN-Projekt zu berücksichtigen. So sind neben Langenhorn und Sörup (im Norden von Schleswig-Holstein) oder neben Ferdinandshof und Strasburg (in der Nähe der polnischen Grenze) auch Kranenburg und Uedem (beide im Kreis Kleve) sowie Oedt und, als südlichster Ort, Bracht (Kreis Viersen) auf den Karten des Norddeutschen Sprachatlas zu finden.

Sechs deutsche Universitäten haben sich 2003 für das Verbundprojekt SiN zusammengetan und gemeinsam Sprachaufnahmen in Norddeutschland gemacht, die das ganze Spektrum vom tiefsten Dialekt (Platt) bis zum Vorlesehochdeutsch abdecken. In fünf Teilprojekten wurden im Anschluss unterschiedliche Fragestellungen, allesamt bezogen auf das erhobene Material, bearbeitet. Michael Elmentaler (Kiel) und Peter Rosenberg (Frankfurt/Oder) beschäftigten sich dabei u.a. mit der

räumlichen (arealen) Verteilung lokaler und regionaler Sprachvarianten. Ihre Ergebnisse zu den Regiolekten Norddeutschlands stellen sie in diesem Atlasband vor, dem ein zweiter (zu den Dialekten und ihren räumlichen Varianten) folgen soll. Das SiN-Projekt wurde zwischen 2008 und 2012 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziell gefördert. Der Norddeutsche Sprachatlas ist auf die sprachwissenschaftliche und dialektologische Fachwelt ausgerichtet.

Aus rheinländischer Sicht stellt sich die Berücksichtigung des Niederrheins als Glücksfall da. Hier wird zuverlässiges Sprachmaterial dargeboten und analysiert und in einen Kontext zum benachbarten Westfalen sowie zu den übrigen Regionen Norddeutschlands gestellt. Im Band 1 des Norddeutschen Sprachatlas geht es um bestimmte Varianten des Vokalismus und des Konsonantismus in den regionalen Umgangssprachen. Weitere Karten sind Kontraktionen wie *haste/hasse* sowie *so'n/so'ne* gewidmet. Auf einer Reihe von Karten wird etwa die Verwendung von *dat*, *wat*, *et* (und weiterer Formen) in verschiedenen Gesprächs- bzw. Aufnahmesituationen verglichen. Es zeigt sich dabei, dass in den vier niederrheinischen Orten *dat*, *wat* und *et* (anstelle von *das/dass*, *was* und *es*) viel häufiger vorkommen als in den meisten Erhebungsorten in Westfalen.

Michael Elmentaler/Peter Rosenberg:

### **Norddeutscher Sprachatlas (NOSA).**

Band 1: Regiolektale Sprachlagen. Unter Mitarbeit von Liv Andresen, Klaas-Hinrich Ehlers, Kristin Eichhorn, Robert Langhank, Hannah Reuter, Claudia Scharioth und Viola Wilcken. Kartografie, Layout und Satz: Ulrike Schwedler.

Georg Olms Verlag, Hildesheim/Zürich/New York 2015.

ISBN 978-3-487-15329-2.

## LESEN

### **Zwei neue Dorfbücher: Lappersdorf und Gabsheim**

Als „Dorfbücher“ lassen sich thematisch weit gefächerte und aus der Perspektive unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen erarbeitete Darstellungen eines Dorfes bezeichnen; oftmals schenken Bücher dieses Typs der jüngeren Vergangenheit und der Gegenwart sehr viel Aufmerksamkeit, so dass sie sich markant von „Ortsgeschichten“ unterscheiden. Man könnte Publikationen dieser Art vielleicht auch „Dorfportraits“ nennen. Zwei kürzlich erschienene Werke dieses Typs verdienen es, den AiR-LeserInnen vorgestellt zu werden, auch wenn die betreffenden Dörfer außerhalb des Rheinlands zu suchen sind.

Lappersdorf, in der Nähe Regensburgs gelegen, ist eins der beiden Dörfer. Im letzten Jahr (2015) erschien der Band „Lappersdorf. Aus Geschichte und Gegenwart der Marktgemeinde“, der nicht weniger als 30 Beiträge enthält, geordnet in sechs

Themenbereichen: „Land und Leute“, „Leben in Lappersdorf“, „Geschichte“, „Politik“, „Kirche und Religion“ sowie „Freizeit, Feste und Vereine“. Insgesamt 15 Autoren und Autorinnen haben dabei mitgemacht, wobei der Sammelband ungemein davon profitiert, dass ausgewiesene Fachleute im Dorf ansässig sind bzw. eine besondere Beziehung zu Lappersdorf haben.

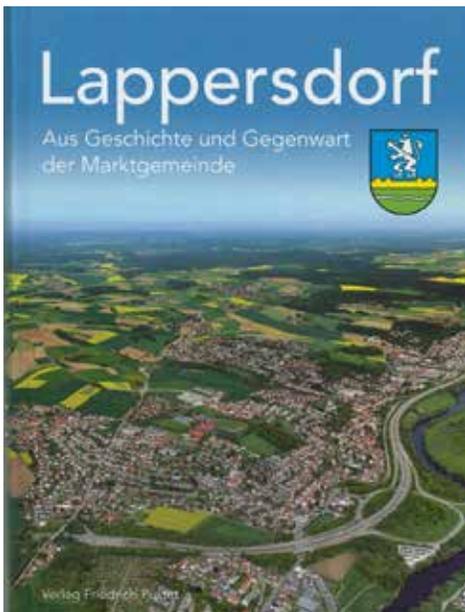
Die LeserInnen, die sich im Inhaltsverzeichnis orientieren, stoßen auf eine breite Themenpalette. Behandelt werden u.a. die „Natürlichen Grundlagen“ (innerhalb von „Land und Leute“), „Heimatvertriebene in Lappersdorf“ (innerhalb des Themenbereichs „Geschichte“) oder „Brauchkulturen im Jahreslauf“ (gehört zu „Freizeit, Feste und Vereine“). Auch die Ortsnamen und der örtliche Dialekt sind Gegenstand eigener Darstellungen (beide unter „Land und Leute“). Die eingemeindeten Ortschaf-

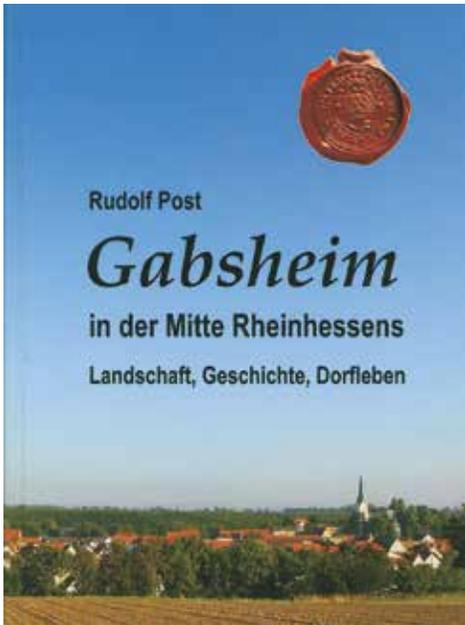
ten Hainsacker, Kareth und Oppersdorf werden „gleichberechtigt“ einbezogen.

Der andere Band erschien vor wenigen Monaten in Rheinland-Pfalz: „Gabsheim in der Mitte Rheinhessens. Landschaft, Geschichte, Dorfleben“. Im Gegensatz zum Lappersdorf-Buch hat dieses Werk nur einen einzigen Autor: Rudolf Post. Da für die 15 Kapitel sprechende Überschriften gewählt wurden, seien sie hier der Reihe nach genannt: „Landschaft, Natur und Erdgeschichte“, „Vor- und Frühgeschichte“, „Erstüberlieferung, Ortsname und das örtliche Adelsgeschlecht“, „Ortsherrschaft, adliges und geistliches Besitztum bis zum Jahr 1792“, „Das Dorf: Entwicklung, Verfassung, wichtige historische Ereignisse“, „Ende der Dalberger Herrschaft, Franzosenzeit, Gründung Rheinhessens“, „Gabsheim vom 20. Jahrhundert bis heute“, „Das Dorf und seine Einwohner“, „Leben und Arbeiten im Dorf“, „Vereine und Organisationen“, „Schule und Kindergarten“, „Kirche und Pfarrei“, „Mundart“, „Flurnamen“, „Ereignisse Gabsheimer Geschichte“.

Rudolf Post lebt selbst in Gabsheim, er ist von Hause aus Sprachwissenschaftler und Dialektologe. Größte Hochachtung verdient, wie er hier, nach der Befragung vieler Zeitzeugen und nach zahllosen Archivbesuchen, sein großes Themenspektrum bewältigt. Viele Einwohner und Einwohnerinnen Gabsheims haben das Projekt unterstützt; das war in Lappersdorf natürlich nichts anders.

Der erste Satz in Rudolf Posts Vorwort lautet: „Das vorliegende Buch will eine Übersicht über Landschaft, Geschichte





und Dorfleben des rheinhessischen Ortes Gabsheim bieten und damit Einheimischen, Zugezogenen wie auch Fremden aufzeigen, wie vielfältige Einflüsse und Begebenheiten auf die heutige Gestalt des Dorfes und das Zusammenleben der Menschen in diesem Ort eingewirkt haben“ (S. 5). Das liest sich wie aus einem Programm für das Publikationsgenre „Dorfbuch“.

Beide Bände sind schön gestaltet, sie enthalten zahlreiche Fotos und andere Abbildungen, darunter viele in Farbe. Sie lesen sich leicht, da in beiden Projekten darauf geachtet wurde, für die Hauptzielgruppe, die EinwohnerInnen des jeweiligen Dorfes, zu schreiben. Was nützen Bücher, die keiner liest! Dass die Lappersdorfer nicht darauf verzichten wollten, die Namen aller 15 Autorinnen und Autoren auf die Titelseite zu setzen, verdient Zustimmung: Das Buch verdankt sich ja dem

Beitrag vieler: Ehre, wem Ehre gebührt! Zu hoffen ist, dass Dorfportraits à la Lappersdorf und Gabsheim in Mode kommen, ob nun – was wohl nur in Ausnahmefällen gelingen kann – als Ergebnis eines Einmann-Projekts oder als Produkt der Zusammenarbeit kompetenter Autorinnen und Autoren.

Georg Cornelissen

### **Lappersdorf.**

Aus Geschichte und Gegenwart der Marktgemeinde. Mit Beiträgen von Ute Bredl, Herbert Dechant, Martina Dechant, Daniel Drascek, Heinz Findeis, Peter Fischer, Bernhard Frahsek, Erwin Hadwiger, Karl G. Kick, Jan Kirchberger, Franz Rumstadt, Christa Wunderer, Sepp Zauner, Ludwig Zehetner und Johanna Zellner. Herausgegeben durch den Markt Lappersdorf.

Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2015.  
536 Seiten, zahlreiche Abbildungen.  
ISBN 978-3-7917-2740-0.

Rudof Post:

### **Gabsheim in der Mitte Rheinhessens.**

Landschaft, Geschichte, Dorfleben.  
Selbstverlag, Gabsheim 2016.  
686 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

## LESEN

## Von Übergangsritualen, gekauften Bräuten und Individualisierungstendenzen

In einer Gesellschaft, die sich durch weltweite Mobilität und eine zunehmende Interkulturalität des Alltags auszeichnet, entsteht ein verstärkter Bedarf, sich konkreten Alltagsphänomenen, zum Beispiel Bräuchen, aus transkultureller Perspektive zu nähern und sie zu erklären. Ein besonders lebensnahes Alltagsphänomen, das in unterschiedlichen kulturellen Kontexten von hoher Relevanz ist, sind Hochzeiten. Hochzeiten sind eben nicht nur Feste und Feiern, die häufig emotional aufgeladen sind und sich durch eine besonders bunte Vielfalt einzelner Brauelemente auszeichnen, es sind zugleich zentrale Rituale, die wichtige Übergänge im Leben von Personen und sozialen Gruppen markieren und regeln. Bräuche und Rituale sind daher durchaus als gemeinschaftsstabilisierender Kitt zu verstehen. Sie repräsentieren Wertesysteme, sie geben Verhaltens- und

Rollensicherheit, stellen soziale Ordnungen her, vermitteln gesellschaftliche Überzeugungen – und stellen diese zuweilen auch in Frage. Den unterschiedlichen Ausprägungen

und Rahmenbedingungen des wichtigen Rituals der Hochzeit widmet sich der Jubiläumsband „Hochzeiten in transkultureller Perspektive“, den das Institut für Internationale Kommunikation e.V.lässlich seines 25-jährigen Bestehens vorlegt und dem eine Tagung vorausgegangen ist. Die Beiträge des Buches vermitteln am Beispiel Hochzeit fachübergreifend Erkenntnisse, wie Feste in unterschiedlichen kulturellen Kontexten begangen und mit welchen Bedeutungen sie in Geschichte und Gegenwart belegt werden. Deutlich wird die Spannweite an Formen, Funktionen und Deutungszuweisungen, die dem Phänomen Hochzeit innewohnt. Deutlich wird aber auch, dass sich eben diese Formen, Funktionen und Bedeutungen in einer interkulturellen Gesellschaft zuweilen überlagern, nebeneinander bestehen, kollidieren oder amalgamieren.

Die Autorinnen und Autoren blicken aus unterschiedlichen Fachdisziplinen auf das Thema Hochzeit. Ihre Beiträge geben Denkanstöße, Diskussionsimpulse und Antworten auf Fragen wie: Nach welchen Regeln suchen und finden sich Braut und Bräutigam? Welche Geschlechterordnungen werden durch Hochzeitsrituale vermittelt oder in Frage gestellt? Wie verorten sich Hochzeitsrituale im Spannungsfeld zwischen Wiederherstellung traditioneller Gewohnheiten und einer zunehmenden Individualisierung? Der Band bietet eine gelungene Mischung von Aufsätzen, die einen allgemeinen theoretischen Überblick geben oder sich synchron oder diachron mit einem spezifischeren Thema beschäftigen.



Nachdem der Beitrag des Herausgebers („Jubiläum, Geburtstag und Hochzeiten in transkultureller Perspektive“) vor allem einen Ausblick auf alle Aufsätze gibt, ist der Beitrag des Heidelberger Ritualforschers Burckhard Dücker als Einführung und wissenschaftliche Kontextualisierung zu verstehen, in der er „Formen und Funktionen“ von Ritualen vorstellt und einen Überblick über den Forschungsdiskurs gibt. In den thematisch spezifizierteren Beiträgen beschäftigt sich die Althistorikerin Elke Hartmann aus Sicht der Geschlechterforschung mit dem Thema „Ehe und Eheanbahnung im klassischen Athen und in Rom“. Dabei geht sie auch auf die Instrumentalisierung der Ehe im Sinne politischer Symbolik ein. Der Altgermanist Helmut Brall-Tuchel analysiert Heiratsdiskurse in der Literatur des Mittelalters und stellt Modelle vor, mit denen die höfisch-aristokratische Gesellschaft über Chancen und Risiken von Übergängen und Allianzen kommunizierte. Die Germanistin und Kulturwissenschaftlerin Nikolina Burneva stellt dar, welchen Regelungen die Übergangssituation Hochzeit im Vielvölkerstaat Bulgariens unterlag und unterliegt. Deutlich arbeitet sie dabei die enge Verflochtenheit von politischen und gesellschaftlichen Umbrüchen mit den jeweils geltenden Normen der Eheschließung heraus. Der Dortmunder Erziehungswissenschaftler Ahmet Toprak untersucht die „Eheoptionen konservativer türkeistämmiger Männer“, die sich auf klassisch-traditionelle Brautwerbung durch ein Arrangement der Eltern einlassen. Er zeigt auf, welche Widersprüche sich aus den Erwartungen

der Elterngeneration und dem Verhaltensmuster junger Männer ergeben, die mit den Traditionen des familiären Herkunftslandes und mit den Ansprüchen der Gesellschaft, in der sie leben, jonglieren. Um Spannungsfelder geht es auch im Beitrag der Japanologin Elisabeth Scherer, der sich dem Konflikt zwischen Tradition und Individualisierung in der japanischen Gegenwartsgesellschaft widmet, in der sich auch die Formen der Eheschließung und deren Bedeutungszuschreibungen stark wandeln. Mit dem Beitrag „Heiratsmigration als (letzte) Chance“ bietet die Soziologin Jennifer Kreckel Einsichten in das vieldiskutierte, aber wenig erforschte Thema der Heiratsmigration.

Es ist das Verdienst des Instituts für Internationale Kommunikation, das Potenzial des Querschnittthemas „Hochzeit“ erkannt zu haben, welches nicht nur an den Erfahrungshorizont vieler Menschen andockt, sondern sich in hervorragender Weise dazu eignet, kulturelle Vielfalt und kulturelle Transformationsprozesse sowohl binnen- als auch transkulturell erklärungsstark vor Augen zu führen.

Gabriele Dafft

Helmut Brall-Tuchel (Hrsg.):  
**Hochzeiten in transkultureller  
 Perspektive.**

Festschrift zum 25-jährigen Bestehen  
 des Instituts für Internationale  
 Kommunikation e.V. düsseldorf university  
 press, Düsseldorf 2016. 199 Seiten. ISBN:  
 978-3-95758-022-1.

## KUCKEN

**„Eigentlich soll sich nichts ändern hier“ Haus Esselt, die Menschen, die Kunst und die Zeit**

Hünxe-Drevenack 2015/16

DVD / 42 Minuten / inkl. umfangreichem Booklet und 4 Zusatzfilme / 16 Min.

1958 kauft der Düsseldorfer Maler, Graphiker und Bildhauer Otto Pankok ein altes Herrenhaus am Niederrhein: Haus Esselt. Hier lebt und arbeitet er noch acht Jahre bis zu seinem Tod. Seine Frau und seine Tochter pflegen sein Erbe: seine Kunst und seine Philosophie, die in der Gestaltung von Haus und Garten ebenso zum Ausdruck kommen, wie in seinen Bildern sollen an diesem Ort tradiert werden. Vor allem für die Tochter Eva Pankok wird die Sorge um das elterliche Erbe zur Lebensaufgabe.

Dieser Film stellt den Ort „Haus Esselt“ als Lebensort, Ort der Kunst, Ort des Miteinanders und der Begegnung in den Mittelpunkt. Ansatzpunkt ist der Prozess der Neukonzeption des Museums. Die notwendigen Umbau- und Renovierungsmaßnahmen und eine veränderte Perspektive auf die Ausstellungen haben Auswirkungen sowohl auf die räumlichen Ordnungen als auch auf vertraute Routinen und das Alltagsleben in Haus Esselt. Die Besonderheit des Hauses liegt in seinen Menschen: Eva Pankok war Zentralfigur eines vielschichtigen Beziehungsnetzes von Freunden, ehrenamtlich engagierten und professionellen Mitarbeitern, wobei die

Rollen verschwimmen und sich im Laufe der Zeit verändern.

Im Sommer 2015 begannen die Dreharbeiten zu dem volkskundlich-kulturanthropologischen Dokumentarfilm, der die Perspektive dieser Akteure ins Zentrum stellt. Deutlich wird, dass es um Beziehungen geht: zu einem Ort mit besonderer Ausstrahlung, seinen Bewohnern und Besuchern und der zugrundeliegenden Lebensauffassung, die sich aus der Persönlichkeit und Geschichte der Familie Pankok entwickelte. Diese Aura als besonderes kulturelles Erbe zu schützen und über den Prozess der anstehenden strukturellen Veränderungen zu erhalten, erschien als zentrales Thema der Gesprä-



che und wurde – als provokativ aus dem Kontext herausgehobenes Zitat – Titel und Leitidee des Films.

Zusätzlich zu diesem Film sind vier Kurzfilme für die neue Ausstellung im Pankok-Museum entstanden:

- „Papa hat immer nur gemalt“ – Kurze Einführung in Leben und Werk Otto Pankoks / 3:13 Min.
- „Er hat dem Bösen die Passion entgegengestellt“ – Otto Pankok im Nationalsozialismus / 4:35 Min.
- „Ich war für die Farbe zuständig“ – Eva Pankok, Leben und Werk / 4:00 Min.
- „Ich drucke hier so, wie ich es bei Pankok gelernt habe“ – Die Druckwerkstatt in Haus Esselt / 5:12 Min.

Die DVD kostet 15 € und ist zu bestellen:

LVR-Institut für Landeskunde

und Regionalgeschichte

Endenicher Str. 133

53115 Bonn

e-mail: Gabriele.Scheibe@lvr.de

## KUCKEN

### **Vogelschießen der St. Sebastiani Armbrustschützen-Gesellschaft Herzogenrath**

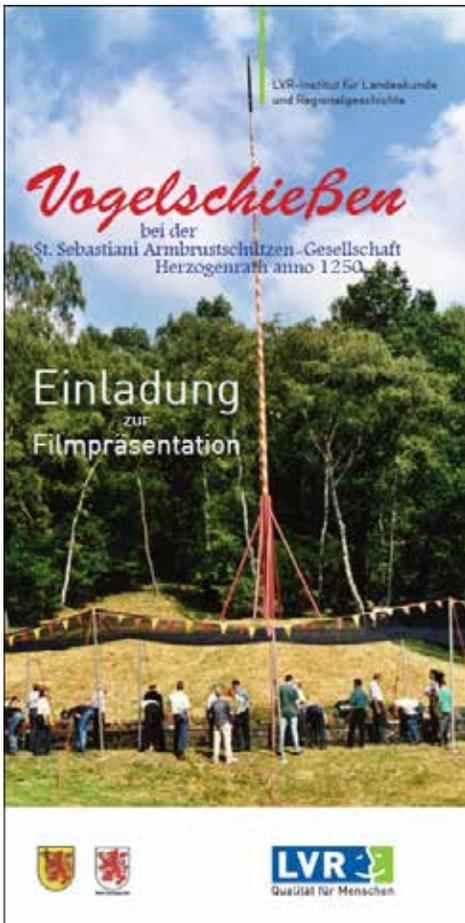
Herzogenrath 1980 und 2016

DVD / Originalfilm 1980 (29 Min.) + kommentierte Neubearbeitung 2016 (22 Min.)

Die St. Sebastiani Armbrustschützen-Gesellschaft Herzogenrath gehört zu den ältesten Schützengesellschaften Deutschlands. Ihre Geschichte spiegelt die historischen Entwicklungen in einem europäischen Transitraum: Spanische Farben und Fahne aus dem 16. Jahrhundert, bürgerlicher Frack und Zylinder aus dem 19.; so feiern die Schützen im deutsch-niederländischen Grenzgebiet. Die als „Zylinderschützen“ in der ganzen Region bekannten Herzogenrather St. Sebastiani Schützen schießen mit der Armbrust auf einen über 30 m hoch aufgehängten Holzvogel – aus der freien Hand, wie Schütze und Chronist Theo Kutsch betont. Ihr Königsschießen ist nicht nur wegen des eindrucklichen Armbrustschießens Anziehungspunkt zahlreicher Besucher, es ist zentrales Stadtfest von Herzogenrath. Hier zeigt sich die tiefe Verbundenheit von Verein und Heimat.

1975 feierte die St. Sebastiani Schützen-Gesellschaft ihr 750-jähriges Jubiläum. Theo Kutsch, damals schon engagiert als Chronist seiner Schützengesellschaft, als Heimatforscher und als Grenzgänger und Netzwerker zwischen den niederländischen Nachbarn und Herzogenrath, machte das damalige Amt für rheinische

Landeskunde in Bonn auf das Fest aufmerksam. Die Volkskundler des Amtes dokumentierten das Fest mit der Filmkamera, der Film wurde 1980 fertiggestellt, im Freilichtmuseum Kommern vorgeführt und dann im Filmarchiv des Amtes abgelegt. Dort schlummerte er bis zum Sommer 2015, als Theo Kutsch, inzwischen über 90 Jahre alt, „seinem“ Film noch einmal nachforschte. Es folgte die Neuauflage des Films in der Reihe „Filmschätzchen“ des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte. Gezeigt wird zum



einen der komplette historische Film, in einer restaurierten und digitalen Fassung. Zum anderen wurde der Film neu bearbeitet und mit Kommentaren von Theo Kutsch ergänzt. Der Film wird hiermit zu einem individuellen Erinnerungsdokument eines Zeitzeugen und zeigt den Wert einer solchen Schützentradition als immaterielles Kulturerbe der Region.

Die DVD kostet 15 € und ist zu bestellen:  
LVR-Institut für Landeskunde  
und Regionalgeschichte  
Endericher Str.133  
53115 Bonn  
e-mail: Gabriele.Scheibe@lvr.de

## NACHGEHAKT

### fisfernölle (fisternölle)

1989 – damals hieß diese Zeitschrift noch „Volkskultur an Rhein und Maas“ – wurde ein Aufsatz zur Etymologie von *Fisfernölles* bzw. *Fisfernölles* publiziert. Autor war Herman Crompvoets, Redakteur des „Woordenboek van de Limburgse dialecten“. Jemand, der in Limburg als *Fisfernölles* bzw. *Fisfernölles* bezeichnet wird, ist ein Mensch, der gern/viel *fisfernöllt* bzw. *fisfernöllt*. In den Regiolekten des Rheinlands ist ein *Fisfernöll* eine heimliche Liebenschaft, ein *Fisfernölleken* ein Kornschnaps mit Zucker. Wer *fisfernöllt*, der bastelt oder arbeitet gern an etwas herum.

In der niederländischen Provinz Limburg wurde in diesem Jahr (2016) das „schönste“ limburgische Dialektwort

gesucht, Anlass war das „Jahr der limburgischen Dialekte“ (s. S. 45 in dieser Ausgabe). Gewonnen hat den Wettbewerb das Verb *fispermölle* bzw. *fisternölle* (wie im Rheinland: ‚basteln‘). Auf dem zweiten und dritten Platz landeten *verschangelere* ‚vermurksen, zerstören‘ und *Swegelsteckske* ‚Streichholz‘.

### Nachweise:

Crompvoets, Herman: *fisternölles en fispermölles*. In: *Volkskultur an Rhein und Maas* 8, 1989, H. 2, S. 31/32.  
 Honnen, Peter: *Kappes, Knies & Klüngel. Regionalwörterbuch des Rheinlands*. Siebte, überarb. u. erw. Aufl. 2012, S. 76.  
[http://www.limburgsedialecten.nl/nieuws/1403/\[...\]](http://www.limburgsedialecten.nl/nieuws/1403/[...]) [21. 6. 2016].

## SPRACHE

**Achterberg, Monika/Stamm, Udo/Bordelius, Wilfried (Hrsg.):** *Stözeberch = Stürzelberg*. Das Wörterbuch Platt in Hochdeutsch. o. O. 2015.

**Anderwald, Lieselotte (Hrsg.):** *Sprachmythen – Fiktion oder Wirklichkeit?* (Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft, 3). Frankfurt am Main 2012.

**Börsch, Horst:** *Platt kallen*. Ein Lindlarer Wörterbuch. Bergisch Gladbach 2014.

**Elementaler, Michael/Hundt, Markus/Schmidt, Jürgen Erich (Hrsg.):** *Deutsche Dialekte*. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) [Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte, 158]. Stuttgart 2015.

**Elementaler, Michael/Rosenberg, Peter:** *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA)*. Band 1. Regiolektale Sprachlagen. Hildesheim 2015.

**Fleischer, Wolfgang/Barz, Irmhild:** *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. 4. Auflage; völlig neu bearbeitet von Irmhild Barz unter Mitarbeit von Marianne Schröder. Berlin, Boston 2012.

**Flöer, Michael:** Die Ortsnamen des Hochsauerlandkreises (Westfälisches Ortsnamenbuch (WOB), 6). Bielefeld 2013.

**Glaser, Elvira/Loporcaro, Michele (Hrsg.):** *Stimmen der Schweiz. Voix de La Suisse | Voci della Svizzera | Vuschs da la Svizra.* Zürich 2012.

**Hanauska, Monika:** »*Historia dye ist ein gezuyge der zijt ...*« Untersuchungen zur pragmatischen Formelhaftigkeit in der volkssprachigen Kölner Stadthistoriographie des Spätmittelalters. Heidelberg 2014.

**Hermann-Winter, Renate:** *Sprachatlas für Rügen und die vorpommersche Küste.* Kartographie Martin Hansen. Rostock 2013.

**Hünecke, Rainer/Jakob, Karlheinz (Hrsg.):** *Die obersächsische Sprachlandschaft in Geschichte und Gegenwart.* Heidelberg 2012.

**Kanz, Ulrich/Wildfeuer, Alfred/Zehetner, Ludwig (Hrsg.):** *Mundart und Medien.* Beiträge zum 3. dialektologischen Symposium im Bayerischen Wald (Regensburger Dialektforum, 16). Regensburg 2009.

**Katerbow, Matthias:** *Spracherwerb und Sprachvariation.* Eine phonetisch-phonologische Analyse zum regionalen Erstspracherwerb im Moselfränkischen. (Linguistik – Impulse & Tendenzen, 51). Berlin, Boston 2013.

**Kellermeier-Rehbein, Birte:** *Plurizentrik. Einführung in die nationalen Varietäten des Deutschen.* Berlin 2014.

**Klausmann, Hubert:** *Schwäbisch.* Eine süddeutsche Sprachlandschaft. Darmstadt 2014.

**Kolbeck, Christopher/Krapp, Reinhard/Rössler, Paul (Hrsg.):** *Stadtsprache(n) – Variation im Wandel.* Beiträge der 30. Tagung des Internationalen Arbeitskreises Historische Stadtsprachenforschung, Regensburg, 3.–5. Oktober 2012 (Germanistische Bibliothek, 47). Heidelberg 2013.

**Macha, Jürgen:** *Der konfessionelle Faktor in der deutschen Sprachgeschichte der Frühen Neuzeit (Religion und Politik, 6).* Würzburg 2014.

*Lappersdorf. Aus Geschichte und Gegenwart der Marktgemeinde.* Mit Beiträgen von Ute Bredl, Herbert Dechant, Martina Dechant, Daniel Drascek, Heinz Findeis, Peter Fischer, Bernhard Frahsek, Erwin Hadwiger, Karl G. Kick, Jan Kirchberger, Franz Rumstadt, Christa Wunderer, Sepp Zauner, Ludwig Zehetner und Johanna Zellner. Regensburg 2015.

*Lexikon der Familiennamen polnischer Herkunft im Ruhrgebiet.* Herausgegeben von Rymut, Kazimierz/Hoffmann, Johannes. Erster Band. Buchstaben A–L. Zweiter Band. Buchstaben M–Z. Krakau 2006/2010.

*Mötzenijer Platt.* Herausgegeben vom Heimatverein Mützenich 1998 e.V. Mützenich 2012.

**Müller, Natascha/Kupisch, Tanja/  
Schmitz, Katrin/Cantone, Katja:** *Einführung in die Mehrsprachigkeitsforschung. Deutsch – Französisch – Italienisch.* 3., überarbeitete Auflage. Tübingen 2011.

**Näßl, Susanne (Hrsg.):** *Regensburger Deutsch.* Zwölfhundert Jahre Deutschsprachigkeit in Regensburg (Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Reihe B/Untersuchungen, 80). Frankfurt am Main 2002.

**Oomen-Ruijten, Ria: Grenze.** *platbook 14.* Limburg 2015.

**Peterson, John:** *Sprache und Migration* (Kurze Einführungen in die Germanistische Linguistik, 18). Heidelberg 2015.

**Polenz, Peter von:** *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart.* Band II: 17. und 18. Jahrhundert. 2. Auflage bearbeitet von Claudine Moulin unter Mitarbeit von Dominic Harion. Berlin, Boston 2013.

**Post, Rudolf:** *Gabsheim in der Mitte Rheinhessens.* Landschaft, Geschichte, Dorfleben. Gabsheim 2016.

**Reershemuis, Gertrud:** *Niederdeutsch in Ostfriesland.* Zwischen Sprachkontakt und Sprachwechsel (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte, 119). Wiesbaden 2004.

**Roolfs, Friedel Helga (Hrsg.):** *Bäuerliche Familiennamen in Westfalen.* Münster 2016.

**Schaars, A.H.G.:** *De Mens en zien wark – A (Wordenboek van de Achterhoekse en Liemerse Dialecten).* Doetinchem 2015.

**Schmitz, Erika/Kohnen, Hans:** *Redewendungen.* In Erinnerung an Erika Schmitz (1941-2015) lesen Magda Berten und H. K. zusammengestellt von E. S. und H. K. in Mundart und deutscher Sprache. Nettetal 2015.

**Spohr, Heinrich:** *Dr Affekat em Zuppejröns.* Begriffe der Düsseldorfer Mundart. Bedeutung und Herkunft. Düsseldorf 2015.

**Tiefenbach, Heinrich:** *Von Mimigarnafor nach Reganspur.* Gesammelte Schriften zu altsächsischen und althochdeutschen Namen (Regensburger Studien zur Namensforschung, 6). Regensburg 2009.

**Voß, Heinz:** *Lenkeler Platt.* Das Wörterbuch. Von Anjewende bis Züsch. Lindlar 2014.

**Voss, Monika:** *Antoine de Saint-Exupéry: Dä kleene Prenz. Op Düsseldorfer Platt* vom Monika Voss. Düsseldorf 2015.  
Webers, Heinz: *Morje es vandag al jister! Morgen ist heute schon gestern! Über 600 Sprüche „op Krieewelsch“.* Krefeld 2015.

*Westfälisches Wörterbuch. herausgegeben von der Kommission für Mundart- und Namensforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe. Band III. bearbeitet von Robert Damme. Kiel, Hamburg 2015.*

**Winterscheidt, Paul:** *Mem Blauch et Dörrep èraff.* Ein Dialektbuch für Oberpleis und das umliegende Hügelland. o. O. 2014.

**Wolters, Luc:** *Veldeke Limburg 1926-2016.* Roermond 2016.

## VOLKSKUNDE

**Berger, Stefan/Seiffert, Joana (Hrsg.):** *Erinnerungsorte. Chancen, Grenzen und Perspektiven eines Erfolgskonzeptes in den Kulturwissenschaften.* Essen 2014.

**Eggert, Alexander/Wiese, Rolf (Hrsg.):** *Wasser – ohne läuft nichts!* Wasserversorgung in Marsch und Heide. Ehestorf 2015.

**Faust, Stephan/Poehls, Kerstin (Hrsg.):** *Sammeln. Zur Geschichte und Gegenwart einer alltäglichen, musealen und wissenschaftlichen Praxis.* Hamburger Journal für Kulturanthropologie 1/2015.

**Landschaftsverband Westfalen-Lippe (Hrsg.):** *Das erste Schuljahr – von Schultüten zum „Ernst des Lebens“?* Münster 2015.

**Lipinsky, Anke:** *Richtig rauchen. Zur medialen Logik und kulturellen Praxis des Zigarettenrauchens.* Münster u.a. 2015.

**Moderne Zeiten: der Marktplatz entsteht.** Marktplatz Rheinland: 1. Kommern 2015.

**Lossin, Eike/Ramming, Jochen (Hrsg.):** *Reine Glaubenssache?* Neue Zugangsdaten zu religiösen und spirituellen Phänomenen im Prozess der Säkularisierung. Würzburg 2015.

**Andreas, Marcus:** *Vom neuen guten Leben. Ethnographie eines Ökodorfes.* Bielefeld 2015.

**Mendel, Tommi:** *Common Roads – Pilgern und Backpacking im 21. Jahrhundert,* Buch und DVD. Bielefeld 2015.

**Pomp, Constanze N.:** *Brettlehupfer.* Die Frühphase des Skilaufens im Hochschwarzwald (1890-1930). Münster u.a. 2015.

**Stadlbauer, Johanna:** *Mobile Gattinnen. Privilegierte Migration und Geschlechterverhältnisse.* Münster 2015.

**Wilde, Denise:** *Dinge sammeln. Annäherungen an eine Kulturtechnik.* Bielefeld 2015.

## BILDNACHWEIS

**LVR-ILR, Rheinisches Volkskunde-archiv**

S. 8, 11

S. 2 (links), 8 (links), 10 (links) (Gabriele Dafft)

S. 10 (rechts) (Katrin Bauer)

S. 8 (rechts) (Peter Weber)

S. 20, 23, 24, 26 (Dagmar Hänel)

**Simon Duering (Fotograf)**

S. 2 (rechts), 29, 31, 32, 33, 35, 36

**Karl-Heinz von den Driesch**

S. 3 (links), 67-74

<https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=3723839>

S. 4

Mit freundlicher Genehmigung des **Otto-Pankok-Museums**/Szenenbild aus: "Eigentlich soll sich nichts ändern hier". Haus Esselt, die Menschen, die Kunst und die Zeit. DVD 2016. LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte  
S. 25

[https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bundesarchiv\\_B\\_145\\_Bild-F009351-0001,\\_Essen,\\_Kleiderkaue.jpg#/media/File:Bundesarchiv\\_B\\_145\\_Bild-F009351-0001,\\_Essen,\\_Kleiderkaue.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bundesarchiv_B_145_Bild-F009351-0001,_Essen,_Kleiderkaue.jpg#/media/File:Bundesarchiv_B_145_Bild-F009351-0001,_Essen,_Kleiderkaue.jpg)

S. 54

[https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Rathasturm\\_Jabbeck\\_4405.jpg#/media/File:Rathasturm\\_Jabbeck\\_4405.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Rathasturm_Jabbeck_4405.jpg#/media/File:Rathasturm_Jabbeck_4405.jpg)

S. 60

Mit freundlicher Genehmigung der **Warlich Druck RheinAhr GmbH**: Ausschnitt aus einer Karte des Kreises Ahrweiler, Druck R. Warlich Ahrweiler, 1979  
S. 65

**ALLTAG IM RHEINLAND**

Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde  
des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte

**Herausgeber**

LVR-Institut für Landeskunde  
und Regionalgeschichte  
Endenicher Straße 133  
53115 Bonn  
Tel 0228 9834-0  
Fax 0228 9834-119  
rheinische-landeskunde@lvr.de  
www.rheinische-landeskunde.lvr.de

**Redaktion**

Dr. Katrin Bauer  
Tel 0228 9834-276  
katrin.bauer@lvr.de

Dr. Georg Cornelissen  
Tel 0228 9834-231  
georg.cornelissen@lvr.de

Gabriele Dafft  
Tel 0228 9834-207  
gabriele.dafft@lvr.de

Dr. Dagmar Hänel  
Tel 0228 9834-261  
dagmar.haenel@lvr.de

Peter Honnen  
Tel 0228 9834-235  
peter.honnen@lvr.de

**Redaktionelle Mitarbeit**

Anke Baumann  
Tim Könenberg  
Vera Mey  
Martina Schaper  
Helene Schulleneberg  
Alwine Thyssen  
Peter Weber  
Esther Weiß

**Layout und Druck**

LVR-Druckerei, Ottoplatz 2, 50679 Köln  
Tel 0221 809-2418

**online (pdf-Datei)**

[http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/de/volkskunde/produkte/publikationen\\_1 \[...\]](http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/de/volkskunde/produkte/publikationen_1 [...])